

Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2009)

Artikel: Grabungen und Bauuntersuchungen
Autor: Marti, Reto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

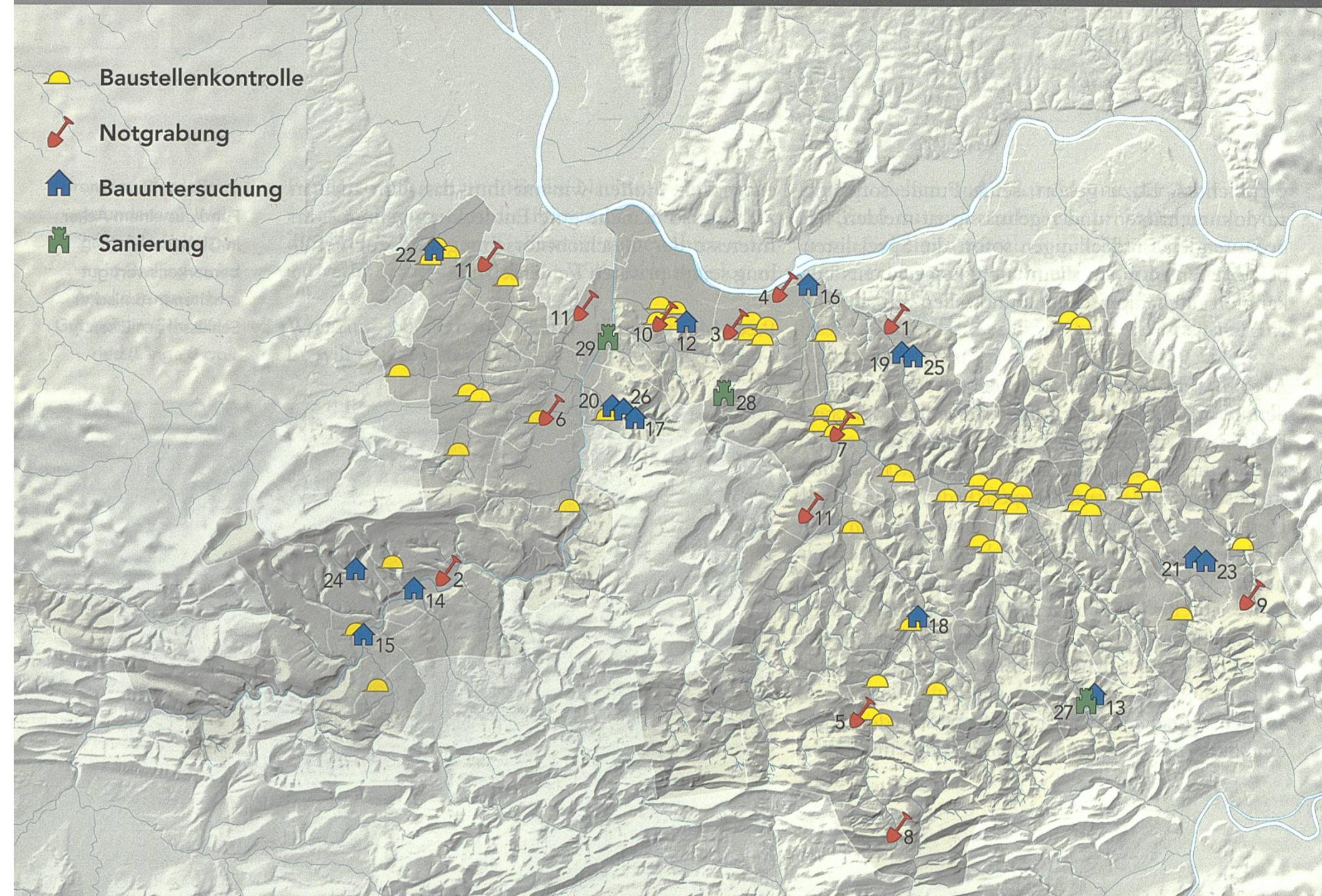
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Grabungen und Bauuntersuchungen

2009 fanden gleich zwei Grossgrabungen fanden statt: in Pratteln (6500 m²) und in Oberdorf (1400 m²). Zwei derart umfangreiche, zeitweise parallel laufende Unternehmungen belasteten das Team und seine Ressourcen aufs Äusserste. Die Grabungsequippe, bestehend aus zwei Festangestellten und 19 temporären Aushilfen – Zivildienstleistenden, Praktikantinnen, Ferienjöblern und Temporärfachkräften – musste sich konsequent auf die wichtigsten Fragestellungen fokussieren. Ohne das Entgegenkommen der betroffenen Bauherrschaften wäre ein erfolgreicher Abschluss dieser Grabungen kaum möglich gewesen.

Der riesige Einsatz hat sich indes gelohnt. Obwohl als Fundstellen in grosser Zahl bekannt, sind modern untersuchte römische Gutshöfe nämlich noch die Ausnahme. Die Grabungen in Pratteln haben nun gezeigt, wie wichtig grossflächige Untersuchungen sind, um die einzelnen Gebäudeteile in ihrem Zusammenhang zu verstehen. Erst so ergibt sich nach und nach ein verlässliches Bild vom Funktionieren und von der zeitlichen Entwicklung eines solchen Gutsbetriebs im unmittelbaren Hinterland von Augusta Raurica.

Grosses Medienecho haben auch die Grabungen in Oberdorf ausgelöst. Hier war vor allem die Verbindung von Archäologie, Flurnamenforschung und schriftlicher Überlieferung ertragreich, die uns einen geradezu idealtypischen Einblick in die frühmittelalterlichen Besiedlungsvorgänge an einem wichtigen Juraübergang ermöglicht hat.

Über diese und zahlreiche kleinere Notgrabungen sowie über die archäologischen Bauuntersuchungen des Jahres 2009 informieren die folgenden Seiten.

Reto Marti

<
Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellen- kontrollen und Sanierungsmassnahmen der Archäologie Baselland im Jahr 2009 (vgl. die Liste auf den folgenden Seiten).

Grabungen

- 1 Arisdorf, Bärenfels-Moor (Urgeschichte)
- 2 Zwingen, Weihermatten (Mittelsteinzeit)
- 3 Pratteln, Kästeli (Römerzeit)
- 4 Pratteln, Rheinstrasse (Römerzeit)
- 5 Oberdorf, Liedertswilerstrasse (Römerzeit, Frühmittelalter)
- 6 Reinach, Brauereiweg 3 (Mittelalter)
- 7 Liestal, Stabhofgasse (Mittelalter, Neuzeit)
- 8 Langenbruck, Leutschenberg (Neuzeit)
- 9 Oltingen, Pfarrhausgarten (Neuzeit)
- 10 Muttenz, Kirchplatz (Neuzeit)
- 11 diverse Sodbrunnen (Neuzeit)

Bauuntersuchungen

- 12 Muttenz, Vorderer Wartenberg
- 13 Läufelfingen, Homburg
- 14 Zwingen, Schloss
- 15 Laufen, Rennimattstrasse/Viehmarktgasse
- 16 Augst, Hauptstrasse
- 17 Arlesheim, Hofgut Birseck
- 18 Hölstein, Hauptstrasse/Rössli-Scheune
- 19 Arisdorf, Emil Schreiberstrasse 6
- 20 Arlesheim, Ermitagestrasse 18
- 21 Wenslingen, Hauptstrasse
- 22 Allschwil, Lützelbachweg 15
- 23 Wenslingen, Neumattweg 17a
- 24 Dittingen, Dorfstrasse 4
- 25 Arisdorf, Mitteldorf 3
- 26 Arlesheim, Ermitagestrasse 33

Sanierungen

- 27 Läufelfingen, Homburg
- 28 Frenkendorf, Neu Schauenburg
- 29 Münchenstein, Schloss

Baustellenkontrollen

Aesch, Steinackerring
Allschwil, Storchenweg
Allschwil, Langgartenweg 6
Allschwil, Steinbühlweg 55
Anwil, Neulibächli
Arlesheim, Hauptstrasse 19
Biel-Benken, Kilchbühlstrasse 7
Biel-Benken, Schulgasse
Bennwil, Chuttengasse
Binningen, Schlüsselgasse 4/6
Bubendorf, Hauptstrasse
Dittingen, Chrützlirain
Ettingen, Hofstettenstrasse
Füllinsdorf, Wölferstrasse
Gelterkinden, Höldeliweg
Gelterkinden, Rebgasse
Gelterkinden, Schweienweg
Gelterkinden, Ischlagweg
Hölstein, Ahornweg
Itingen, Dellenbodenweg
Kilchberg, Hauptstrasse 72
Laufen, Langhagweg 4
Lausen, Hirsweg
Lausen, Römerstrasse 32

Liestal, Hurlistrasse
Liestal, Egisackerstrasse 12
Liestal, Wiedenhubstrasse 51
Liestal, Weideliweg 4b
Liestal, Langhagstrasse 7
Liestal, Waldenburgerstrasse
Maisprach, Bündtenwinkel
Maisprach, Chilmetweg 11
Muttenz, Unter Brieschhalden
Muttenz, Brühlweg
Muttenz, Fulenbachweg 5
Muttenz, Bahnhofstrasse 13/15
Niederdorf, Vordere Frenken
Oberdorf, Neumattstrasse 5
Oberdorf, Liedertswilerstrasse 27
Ormalingen, Spitzlerweg
Ormalingen, Wolhusenweg
Ormalingen, Krummackerweg 1
Pratteln, Hardmattstrasse
Pratteln, Schlossackerstrasse
Pratteln, Kästeliweg
Pratteln, Rheinstrasse
Reinach, Kleestrasse 18
Sissach, Bützenenweg 74

Sissach, Heidengässli
Sissach, Bergweg (3 Etappen)
Sissach, Sonnhaldenweg 1
Sissach, Gottesackerweg
Sissach, Zunzgerstrasse 44
Therwil, Mühleweg 9a
Therwil, Ebnetstrasse 10–16
Wahlen, Kirchgasse 4
Zunzgen, Steinenweg (2 Etappen)

Arisdorf, Bärenfels-Moor. Weiher und Moore sind «Sediment-fallen», in denen sich über die Jahrhunderte Pollen und andere Pflanzenreste ablagern. Diese bilden für die Archäobotaniker ein wertvolles naturgeschichtliches Archiv.



Arisdorf, Bärenfels-Moor: ein kleiner Einblick in frühzeitliche Landschaften

Bereits im Jahre 2004 hat das Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel (IPNA) im grössten der noch offenen Karstlöcher im Bärenfels-Moor bei Arisdorf eine Sondierbohrung vorgenommen. Man war auf der Suche nach erhaltenen Feuchtböden aus der Römerzeit, die Informationen zur Pflanzenwelt im Hinterland von *Augusta Raurica* liefern könnten.

Wie die erst 2009 vorliegenden C14-Daten nun zeigen, sind zumindest an den beprobten Stellen keine römerzeitlichen Schichten erhalten geblieben. Vermutlich lag das Moor zu dieser Zeit trocken. Die Forscher unter der Leitung von Lucia Wick stiessen jedoch auf wesentlich ältere Sedimente, mit Daten von etwa 3'300 bis 2'000 v. Chr., also einem Zeitraum vom Spät- und Endneolithikum bis zum Beginn der Frühbronzezeit.

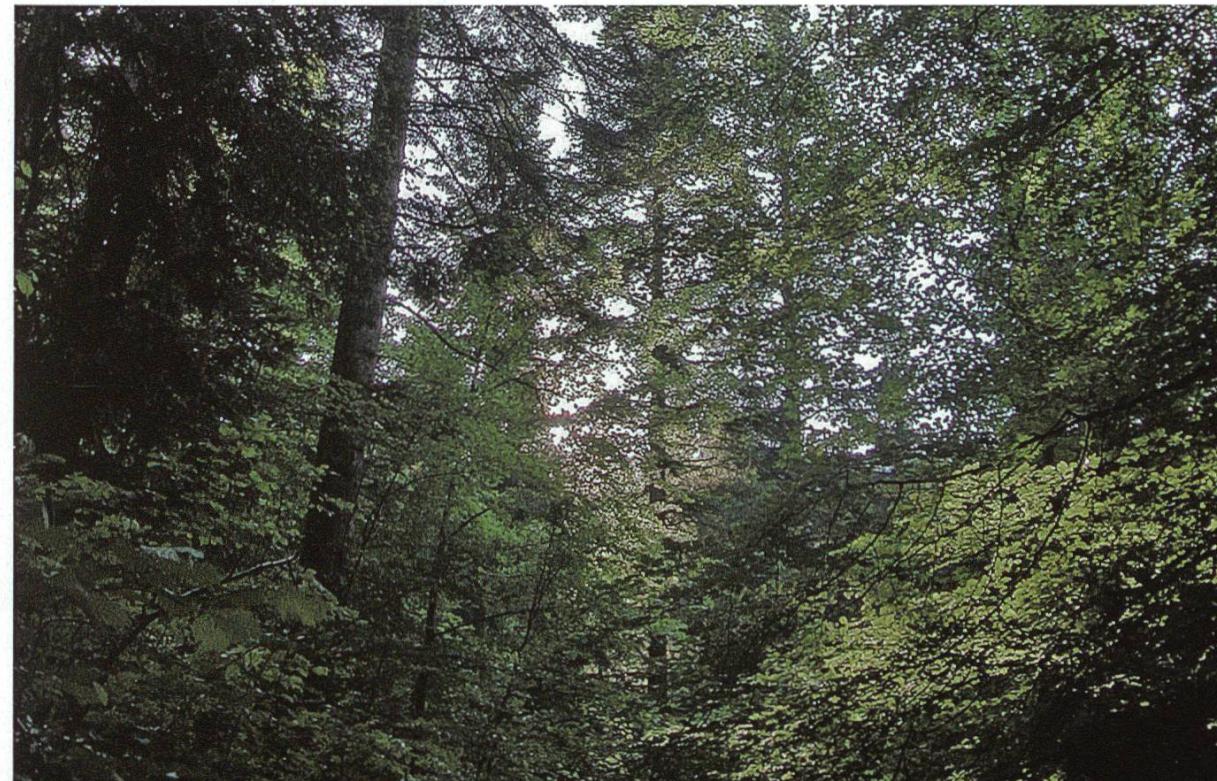
Die ersten Resultate sind bemerkenswert: So ergibt das erhaltene Spektrum an Blütenpollen Hinweise auf Weisstannenwälder sowie auf jungsteinzeitliche Rodungen, die wiederum auf Beweidungen in der näheren Umgebung schliessen lassen.

Die kleine Untersuchung zeigt, welches Potenzial in den Feuchtbodengebieten des Kantons schlummert.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Lucia Wick, IPNA Universität Basel
C14-Daten: Poznan Radiocarbon Laboratory, Polen
Dezember 2004 und Juli 2009

So ungefähr könnte der Weisstannen-Mischwald um Arisdorf in der ausgehenden Jungsteinzeit ausgesehen haben (Stefanie Jacomet, IPNA Basel).



Zwingen,
Weihermatten. Die
Fundamentgräben,
die unmittelbar vor
den Felsen angelegt
wurden, füllten sich
rasch mit Wasser.
Eine der entdeckten
Quellen befindet sich
im Bildvordergrund in
rund 1,5 m Tiefe.



Zwingen, Weihermatten: «Leben am Wasser» vor 7100 Jahren

Vor drei Jahren führte die Archäologie Baselland Sondierungen im Bereich des seit längerem bekannten mesolithischen Fundplatzes unter einem Felsüberhang (Abri) bei Zwingen, Weihermatten, durch. Dabei zeigte sich, dass die Fundstelle in früheren Grabungen bereits restlos ausgeräumt worden war. Auch in der unmittelbaren Umgebung fanden sich keine zugehörigen Kulturschichten mehr (vgl. Jahresbericht 2006).

2009 nun wurde das Bauvorhaben, das zu den damaligen Abklärungen führte, umgesetzt. Beim Ausheben der Fundamentgräben stiess der Bagger auf ausgedehnte, bläulich bis schwarze, feintonige Sedimentschichten, zum Teil durchsetzt mit gut erhaltenen organischen Resten. Sie zeugen von einem verschwundenen, stehenden Gewässer, auf das der Flurname «Weihermatten» heute noch hinweist.

Die Befundsituation lässt vermuten, dass sich im Vorgelände des Abris schon in der Mittelsteinzeit ein Moor oder ein offener Weiher erstreckte. Zwei Quellen, die 2009 wieder freigelegt wurden,

könnten durchaus schon damals frisches Trinkwasser für die im Schutze des Felsüberhangs Rastenden geliefert haben.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Marcel Eckling

Juni 2009

Lage des
mittelsteinzeitlichen
Abris. Die freie Fläche
davor ist mittlerweile
überbaut.



Pratteln, Kästeli.
Eine spektakuläre
Entdeckung war dieser
Sodbrunnen im Hof
des Herrenhauses.
Der daneben
liegende, riesige
Sandsteinquader gibt
noch Rätsel auf.



Pratteln, Kästeli: ein römischer Gutshof wie kein anderer?

Der römische Gutshof in der Flur «Kästeli» am Westrand von Pratteln ist schon lange bekannt. Bereits Daniel Bruckner weiss um die Mitte des 18. Jahrhunderts von altem «Gemäuer» zu berichten. In den 1840er-Jahren beging der Basler Altertumswissenschaftler Wilhelm Vischer-Bilfinger das Gelände mehrmals und legte offenbar beträchtliche Teile eines Herrenhauses frei. Dieses scheint ausgesprochen reich ausgestattet gewesen zu sein. Die Rede ist von hypokaustierten, d.h. beheizbaren Räumen, Mosaikböden und Säulen mit dorischem Kapitell. 1914/15 grub Karl Stehlin etwa 100 m der äusseren Umfassungsmauer aus. Ab den späten 1950er Jahren wurden weitere kleinere Bereiche der Villenanlage freigelegt. 1971 entdeckte man ein grosses Wasserbecken von 11,5 x 20 m, das wohl der Fischhälterung diente und dessen Boden komplett mit Buntsandstein-Platten ausgelegt war. Mit all diesen Merkmalen gehört die *villa rustica* im Kästeli zu den bedeutenderen Anlagen ihrer Art im Hinterland der grossen Koloniestadt Augusta Raurica.

Der Neubau eines Ladengeschäftes der Handelskette Lidl löste im Berichtsjahr eine grossflächige

Grabung im südöstlichen Teil des herrschaftlichen Bereiches sowie im angrenzenden Wirtschaftsteil aus. Die oben erwähnten Vorkenntnisse liessen einiges erwarten und das Grabungsteam wurde nicht enttäuscht. Bereits 2006 unternahm die Archäologie Baselland erste Sondierungen auf dem Gelände. Aufgrund einer Verschiebung des Baubeginns und

Nach vorgängigen Sondierungen und Absuchen mit einem Metallsuchgerät wurde die Ackererde mit einem grossen Bagger abgetragen.



Eckbau des Herrenhauses mit Säulengang (Portikus). Die Steinquader kennzeichnen die Standorte der Säulen.



dringender Grabungsprojekte wurde die Untersuchung aber wieder eingestellt (s. Jahresbericht 2006).

Im Frühjahr 2009 wurde es dann ernst: Rund 6'500 Quadratmeter mussten innert nützlicher Frist untersucht werden. Der ursprüngliche Zeitplan sah

eine Grabung von Mitte Mai bis Mitte September vor. Schon bald war aber klar, dass dieses Zeitfenster aufgrund der grossen Fläche und der überraschend zahlreichen Befunde nicht reichen würde. Die Grabung konnte dank Einwilligung der Bauherrschaft bis auf Ende Oktober ausgedehnt werden. Im letzten Grabungsmonat arbeiteten Archäologie und Baugeschäft parallel auf der Fläche. Trotz der Verlängerung war es unumgänglich, dass viele Abträge mit kleineren, aber auch grossen Baggern vorgenommen wurden.

Vom Herrenhaus konnte hauptsächlich der südöstliche Abschluss in Form eines vorstehenden Gebäudeteils, eines sogenannten Eckrisaliten, gefasst werden, der einen Säulenumgang («Portikus») besass. Dieser Teil der Anlage wurde während der Benutzungszeit mindestens einmal erneuert.

Eine grosse Überraschung bot der benachbarte Eingangsbereich: Dort kam ein Sodbrunnen zum Vorschein, was in unserer Region für römische Gutshöfe eher selten ist. Gespeist wurde der Brunnen nicht nur mit Grundwasser, sondern auch durch zwei



Gesamtplan der bisher bekannten Teile des römischen Gutshofes. Das 2009 untersuchte Areal ist rot eingehaumt.

**Eine unter Hohlziegeln
geschützte Wasser-
leitung (?) führte
von der Portikus des
Herrenhauses zum
Sodbrunnen.**

Zuleitungen, die wohl das Dachwasser von angrenzenden Gebäuden sammelten. Nur zu gerne hätten wir die Verfüllung untersucht, sammelte sich doch in solchen Brunnen im Laufe der Zeit einiges an organischem Material an, das uns Auskunft über die damaligen Lebens- und Essgewohnheiten gegeben

hätte. Leider war aber aufgrund von Sicherheitsvorschriften ein Handaushub nicht möglich, und eine vorgenommene Kleinrammbohrung musste in sechs Metern Tiefe gestoppt werden. Da dieser Geländebereich aber nicht unmittelbar durch den Neubau gefährdet ist, könnte die Verfüllung des Brunnens irgendwann in der Zukunft noch ergraben werden – dannzumal sicherlich mit verbesserten Methoden.

Direkt neben dem Sodbrunnen und exakt in der Mittelachse des herrschaftlichen Bereiches der *villa* kam ein eigenartig behauener, mächtiger Sandsteinblock zum Vorschein. Da bislang kein Vergleich bekannt ist, lässt sich über seine Verwendung nur spekulieren. Eventuell diente er als Fundament einer wie auch immer gearteten Wasserschöpfvorrichtung für den Brunnen, auch wenn die Römer dazu bedeutend einfachere Konstruktionen kannten.

Vom Herrenhaus aus gelangte man in einen Garten, der mit einer Umfassungsmauer eingegrenzt war. In diesem Bereich der Grabung gab es erwartungsgemäss nur wenige Baustrukturen. Interessant ist



ein leicht nördlich der Mittelachse vorgefundenes Mauerviereck. Mit einem äusseren Durchmesser von nicht ganz 3.5×3.5 Metern handelt es sich kaum um ein normales Gebäude. Eine Deutung als kleiner Tempel ist nicht ganz abwegig, wird aber noch zu beweisen sein.

Im Ostteil der Grabung konnte eine Toranlage freigelegt werden, durch die man diesen Teil der *villa*, die hauptsächlich den vornehmen Besitzern des Gutshofes vorbehaltene *pars urbana*, verliess und zum Landwirtschaftsbereich, der *pars rustica* gelangte. In diesem Teil der Anlage, der wiederum mit

Jan von Wartburg untersucht mit dem Zivi Matthias Sägesser ein Profil (links). Rechts die Fundamente eines kleinen Tempels?



Das Fundament der südlichen Torwange (links) markiert den Zugang wohl zum Gartenbereich des Herrenhauses. Rechts die Reste von Nebengebäuden.

einer Umfassungsmauer vom Umland der *villa* abgetrennt war, standen verschiedene Nebengebäude wie Werkstätten, Ställe oder Wohnhäuser für Landarbeiter und Sklaven.

Normalerweise lehnen sich diese Gebäude an die äussere Umfassungsmauer an. Nicht so im Kästeli:

Die mindestens drei Gebäude lagen mittig zwischen der inneren und der äusseren Umfassungsmauer. In einem der Gebäude wurden zahlreiche verbogene und zerstückelte Metallteile gefunden, was auf eine Werkstatt hinweist. Wie die über 180 Pfostenlöcher in diesem Bereich zusammenhängen und zu deuten sind, werden künftige Auswertungen zeigen müssen.



Das gesamte untersuchte Areal war mit mehreren Nord-Süd verlaufenden Gräben durchzogen, die vielleicht auf eine (frühere) Parzellierung des Geländes hinweisen. Jedenfalls sind sie verdächtig parallel und weisen einen Abstand von rund 100 römischen Fuss auf (ca. 30 m).

Eine erste Durchsicht der Funde lässt vermuten, dass die *villa* frühestens gegen Ende des 1. Jahrhunderts errichtet wurde. Die Münzen reichen bis ins 4. Jahrhundert, ein Altfund, eine Münze des Honorius (395-423), weist gar ins frühe 5. Jahrhundert. Für eine frühmittelalterliche Besiedlung des Geländes



Grosses Interesse an den Grabungsführungen mit dem Archäologie-Verein «Tatort Vergangenheit» ...

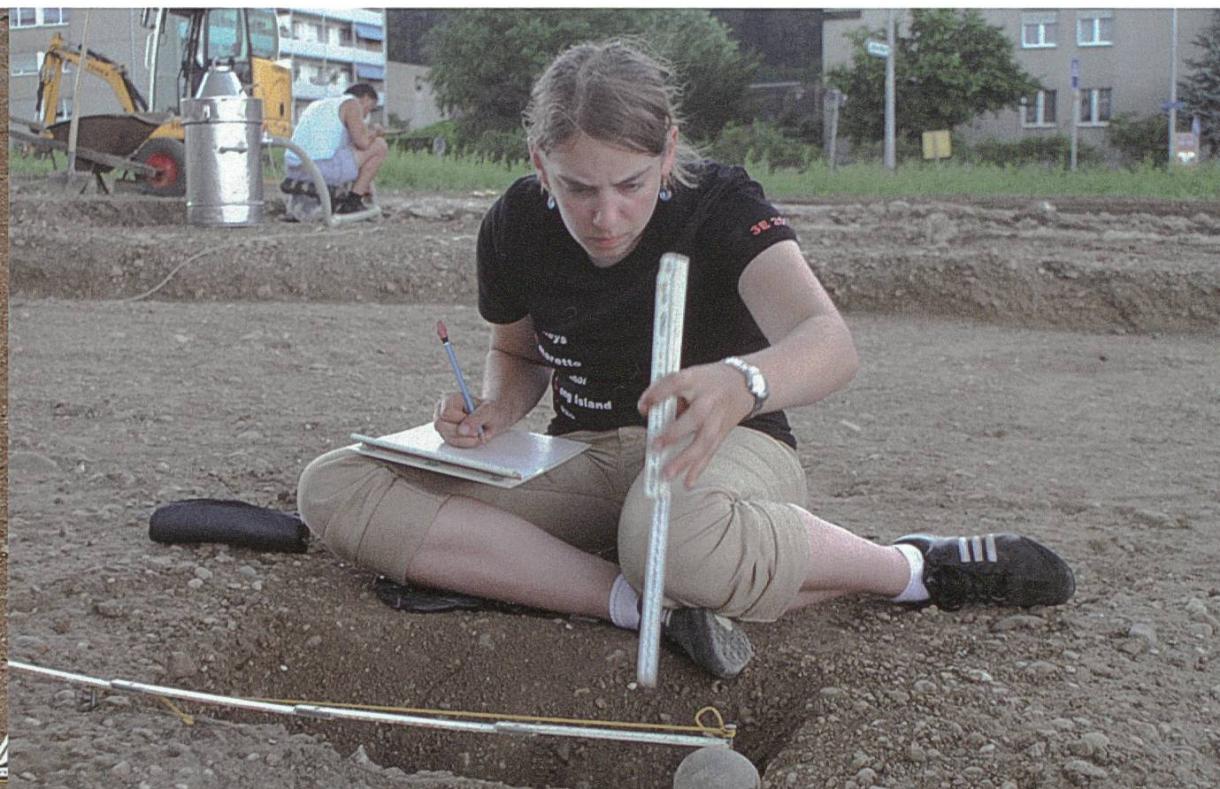


... der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt ...



... sowie unserer Kolleginnen und Kollegen der Römerstadt Augusta Raurica.

Von der Fundabteilung ins Feld: die Praktikantin Susanne Roth im Einsatz als Grabungszeichnerin.



gibt es allerdings keine Hinweise. Aus vorrömischer Zeit gibt es einige Gruben mit bronzezeitlicher Keramik sowie einige eisenzeitliche Gruben und einen Graben mit latènezeitlichem Material.

Dank dem Entgegenkommen der Firma Lidl konnte der Sodbrunnen und der ominöse Sandstein vor

der Zerstörung gerettet werden. Dem Einsatz des Vereins «Tatort Vergangenheit» und grosszügigen Zuwendungen des Lotteriefonds Basel-Landschaft, der Einwohnergemeinde Pratteln und der Bürgergemeinde Pratteln ist es zu verdanken, dass dieses Ensemble 2010 konserviert, überdacht und mittels einer archäologischen Informationsstelle dem Publikum zugänglich gemacht werden kann.

Bericht: Andreas Fischer

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg

Weiter Infos: 2000 Jahre Pratteln (vgl. S. 175);
www.archaeologie.bl.ch, Aktuell
Mai-Oktober 2009



Ohne den Beizug
temporärer Fachkräfte
wären Grossgrabungen
wie Pratteln-Kästeli
nicht bewältigbar:
Sandra Braschler
(links) und Susanne
Afflerbach (rechts) bei
Vermessungsarbeiten
mit dem Lasertachy-
meter.

Pratteln, Rheinstrasse: Gräber, der Baggerschaufel entronnen

Pratteln, Rheinstrasse.
Lageplan der sieben neu entdeckten Gräber (Römerstadt Augusta Raurica).

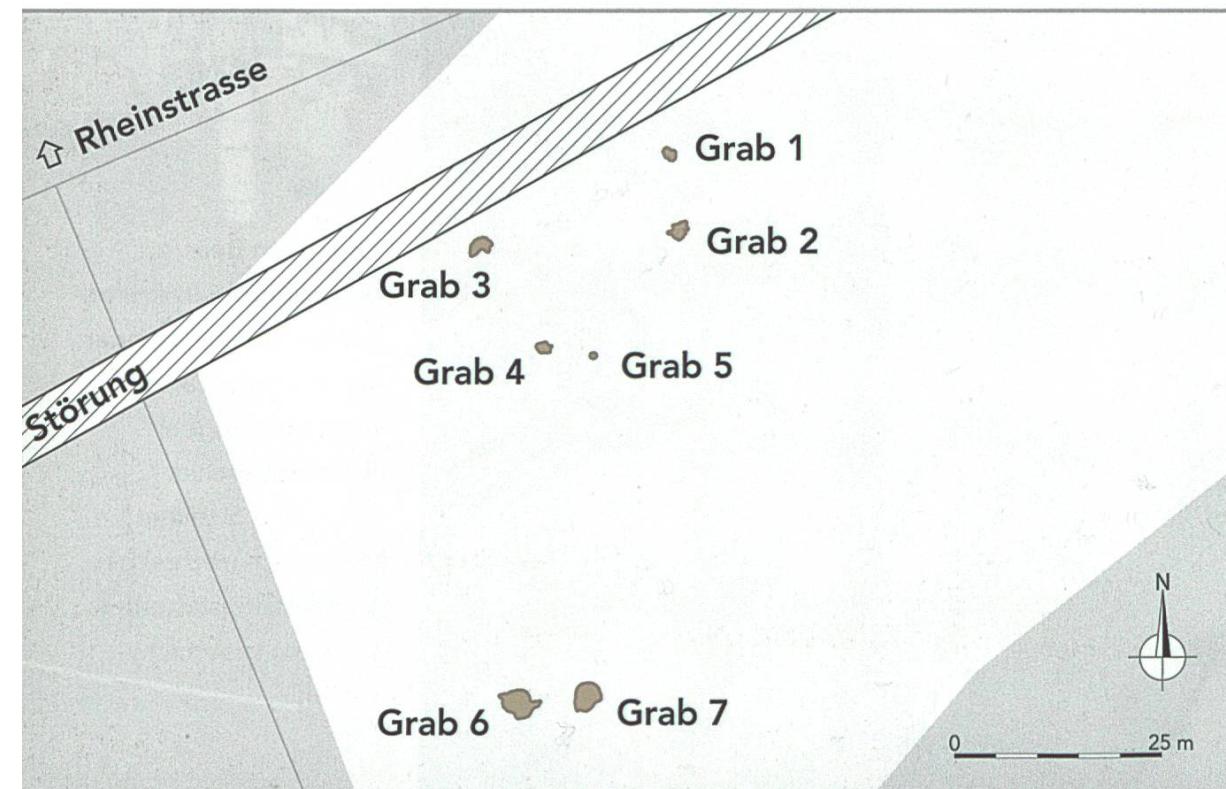
Um ein Haar wären im Mai 2009 sieben römische Brandgräber an der Rheinstrasse in Pratteln für immer zerstört worden. Das Gebiet westlich der Römerstadt Augusta Raurica liegt weit ausserhalb des bislang bekannten Stadtperimeters, und auf Luftaufnahmen waren bislang auch keine archäologischen

Spuren auszumachen. Als das Gesuch für einen grossen Neubau vorlag, machte die Archäologie Baselland aufgrund unklarer Bodenmarken trotzdem eine Einsprache – zu Recht, wie sich zeigen sollte.

Baueinsprachen der Archäologie werden unter gewissen Auflagen zurückgezogen. Dazu gehört, dass frühzeitig über den Beginn des Aushubs informiert wird. Diese Auflage wurde hier nicht eingehalten, und die Bagger schnitten inmitten des Baugrundes römische Brandgräber an. Dass diese für einen Laien nicht leicht zu erkennenden Zeugen der Vergangenheit nicht einfach weggeschaufelt wurden, ist nur den Kontrollgängen der Ausgrabungsabteilung von Augusta Raurica zu verdanken.

Das Ausgrabungsteam der Römerstadt übernahm in der Folge auch die fachgerechte Freilegung der bereits teilzerstörten Gräber, da die Archäologie Baselland keinerlei freie Kapazitäten hatte.

Die sieben Gräber liegen ziemlich isoliert von den bislang bekannten Gräberfeldern, könnten sich aber an der noch nicht genau lokalisierten römischen



Strasse von Basel nach Augst befunden haben. Sie datieren wahrscheinlich in die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts und ins frühe 2. Jahrhundert nach Christus. Obwohl die restliche Fläche sorgfältig untersucht wurde, konnten keine weiteren Gräber oder Gebäude entdeckt werden.

Bericht: Andreas Fischer

Örtliche Leitung: Jürg Rychener

Weitere Infos: Ausführlichere Resultate wird Jürg Rychener im Jahresbericht aus Augst und Kaiser-augst vorlegen.

Mai bis Juli 2009

Die Reste eines Brandgrabes mit gläserner Urne werden freigelegt und en bloc geborgen (Römerstadt Augusta Raurica).



Oberdorf,
Liedertswilerstrasse.
Aus der Höhe
sind die dunklen
Verfärbungen, welche
die frühmittelalter-
liche Bebauung im
Boden hinterlassen hat,
deutlich erkennbar.

Sie röhren von
Grubenhäusern und
ebenerdigen Pfosten-
bauten her. In einigen
Grabungsfeldern
zeigt sich bereits der
hellgelbe geologische
Untergrund.



Oberdorf, Liedertswilerstrasse: auf der Spur eines frühmittelalterlichen Herrenhofs

Schon im vorletzten Jahrhundert wurde von «altem Gemäuer» in den Fluren z’Hof und z’Muren, westlich oberhalb des alten Dorfkerns von Oberdorf, berichtet. Unter den Lesefunden, die im Laufe der Zeit in diesem Areal aufgesammelt wurden, soll sich sogar ein Ziegel mit Stempelmarkierungen der XXI. römischen Legion befunden haben. Diese war von 45–69 n.Chr. in *Vindonissa* (Windisch, Kt. Aargau) stationiert. 1928 legte man Mauern mit Resten von bemaltem Wandputz frei und in unmittelbarer Nachbarschaft, unter der heutigen Liedertswilerstrasse, einige Gräber des späten 7. Jahrhunderts, also aus dem Frühmittelalter.

Aus all diesen Funden geht hervor, dass in dem Gebiet ein römischer Gutshof gestanden haben muss. Die sonnige Geländeterrasse, leicht erhöht über der Talsohle, ist geradezu ideal für ein solches Gehöft und auch heute noch eine attraktive Wohnlage: Das

Gebiet wird bis in ein paar Jahren restlos überbaut sein.

Ein Neubau von zwei Mehrfamilienhäusern betraf just das Grabungsareal von 1928. Trotzdem kontrollierte die Archäologie Baselland den Aushub

Von den römischen Mauern waren meist nur noch die Fundamente vorhanden.



Hier stand ein Grubenhaus mit vier Eckpfosten. Die Standspuren im Innern stammen vielleicht von Webstühlen.

in der Hoffnung, dass die damaligen Beobachtungen vielleicht durch zusätzliche Befunde ergänzt werden könnten. Sehr rasch zeigte sich, dass sogar noch sehr viel mehr im Boden steckte. Die sofort ausgelöste Notgrabung, die parallel zur Grossgrabung in Pratteln-Kästeli geführt werden musste, übertraf schliesslich alle

Erwartungen. Auf 1250 Quadratmetern kamen zahlreiche Siedlungsreste aus Römerzeit und Frühmittelalter ans Licht.

Zum einen wurden teils bereits bekannte, teils neue Mauern des Gutshofes freigelegt. Ihre Lage zeigt, dass die neue Grabung mehrheitlich in einem



ummauerten Hofareal liegt und mit einem mehrphasigen Gebäudekomplex weiter hangaufwärts zu rechnen ist. Mit wenigen Ausnahmen waren die Mauern nur noch im Fundament erhalten. Auch die zugehörigen Gehhorizonte waren weitgehend abgetragen; über die östliche Hälfte des Areals erstreckte sich nur noch eine Schicht mit römischem Bauschutt, der sich im Laufe der Zeit nach der Auflassung und dem Abbruch des Gutshofes abgelagert hatte.

Zum andern bot die Grabung die grosse Überraschung, dass das ganze untersuchte Areal im Frühmittelalter dicht besiedelt war. Es muss sich um ein

grösseres und offenbar bedeutendes Gehöft gehandelt haben. So fanden sich Reste von neun Grubenhäusern sowie Standspuren von mehreren ebenerdigen Pfostengebäuden. Die Funde sprechen für eine Datierung ins 8./9. Jahrhundert. Ob auch die untersten Reste eines Ofens, in dem möglicherweise Kalk gebrannt wurde, in diese Zeit gehörte, muss

Dieser Befund
repräsentiert
einen anderen
Grubenhaustyp mit
vier Eck- und zwei
Firstpfosten.



<

Freiwilliger Einsatz:
Meret Vogt, hier bei
der Untersuchung
einer Pfostengrube,
verbrachte etliche
«Schnuppertage» auf
der Grabung.

Die kreisrunde, stark verbrannte Stelle könnte auf einen Kalkbrennofen zurückgehen.

noch abgeklärt werden. Gebrannten Kalk benötigte man durchaus auch in Zeiten wie dem Frühmittelalter, in dem die Steinbauweise wenig verbreitet war. Man tünchte damit beispielsweise die Außenseiten der Lehmwände, um sie so vor der Witterung zu schützen.

Bemerkenswert ist, dass die Keramik aus der frühmittelalterlichen Siedlung offenbar mehrheitlich nicht lokal hergestellt wurde. Ihre charakteristische Machart und die Tonzusammensetzung zeigen vielmehr, dass viele Gefäße aus dem nördlichen und dem südlichen Elsass stammen. Man kennt diese



Keramik unter der Bezeichnung «gelbtonige Drehscheibenware» beziehungsweise «glimmergemagerte überdrehte Ware».

Die aufgrund ihrer Farbe und Herstellungstechnik als «gelbtonige Drehscheibenware» bezeichnete Keramik wurde Analysen zufolge unter anderem nördlich von Strassburg im Hagenauer Forst hergestellt, wo das Töpfereigewerbe um Soufflenheim ja noch heute blüht. Importe dieser Ware finden sich in unserem Raum seit dem früheren 7. Jahrhundert nach Christus, als die Region stärker in den fränkischen Herrschaftsbereich des

Oberrheintals eingebunden wurde. An verschiedenen Fundorten ergibt sich dabei der Eindruck, einzelne Hofgüter seien besonders intensiv mit dieser Keramik versorgt worden, weil sie vermutlich grundherrschaftlich direkt mit dem Elsass verbunden waren.

Importe aus dem nördlichen und dem südlichen Elsass: die so genannte gelbe (rechts) und die glimmergemagerte Ware (links).



<

Grabungsleiter

Johannes Häusermann

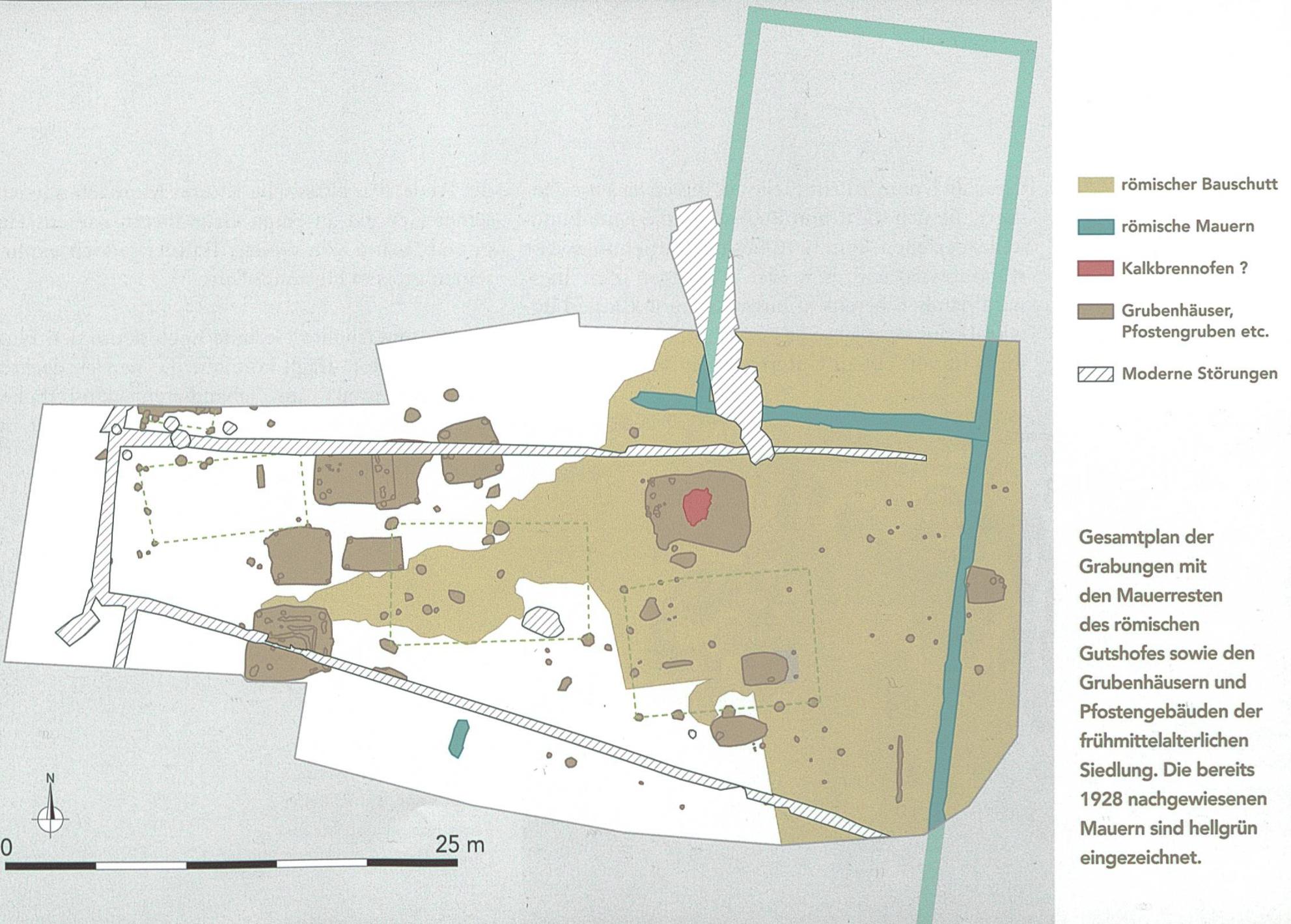
präpariert eine Probe für
Bodenanalysen. Finden
sich darin noch Reste
alter Gehhorizonte?

Gruben am Grabungsrand zeigen, dass sich die Siedlung weiter nach Norden erstreckte (links). Römischer Bauschutt überdeckte weite Bereiche (rechts).

Die glimmergemagerte Keramik ist nur auf der Handtöpferscheibe geformt, einfacher gebrannt, mit rotbrauner bis braunschwarzer Scherbenfarbe, und weist als Charakteristikum einen stark mit Glimmer durchsetzten Ton auf. Die Töpfereien dieser Ware sind aufgrund der Tonzusammensetzung am ehesten im elsässischen Münstertal zu suchen.

Die neu entdeckte frühmittelalterliche Siedlung gehört in die so genannten *dark ages*. Was in dieser Zeit in der Region geschah, wissen wir praktisch nur aus archäologischen Ausgrabungen. Für die meisten Baselbieter Dörfer beginnt die schriftliche Überlieferung erst im 12./13. Jahrhundert. Umso bedeuter-
tender ist der Umstand, dass im Falle von Oberdorf





tatsächlich eine Schriftquelle aus diesen *dark ages* existiert, die sich sogar unmittelbar auf die neue Fundstelle beziehen könnte: Oberdorf beziehungsweise «Onoldswil», wie es in der damaligen Zeit hieß, wird nämlich bereits in einer Königsurkunde Ludwigs II. aus dem Jahre 835 erwähnt. In dem Schriftstück ist von einem Gütertausch in Honoltesvillare

die Rede: Das elsässische Kloster Murbach trat acht seiner Gehöfte an einen Grundherrn namens Hagiilo ab, nahm von diesem Transfer jedoch explizit seinen grossen Herrenhof aus.

Da das untersuchte Gelände noch heute den Flurnamen «z'Hof» trägt, könnten die neu entdeckten Siedlungsspuren auf ebendiesen klösterlichen Herrenhof zurückgehen, worauf nicht zuletzt die



Geschafft! Das Grabungsteam kann auf eine intensive Zeit zurückblicken:
Johannes Häusermann, Mustafa Uslu, Sabine Bugmann, Robin Wenger, Meret Vogt, Daniel Perez, Sarah Hänggi und Manuel Oberholzer (vlnr).

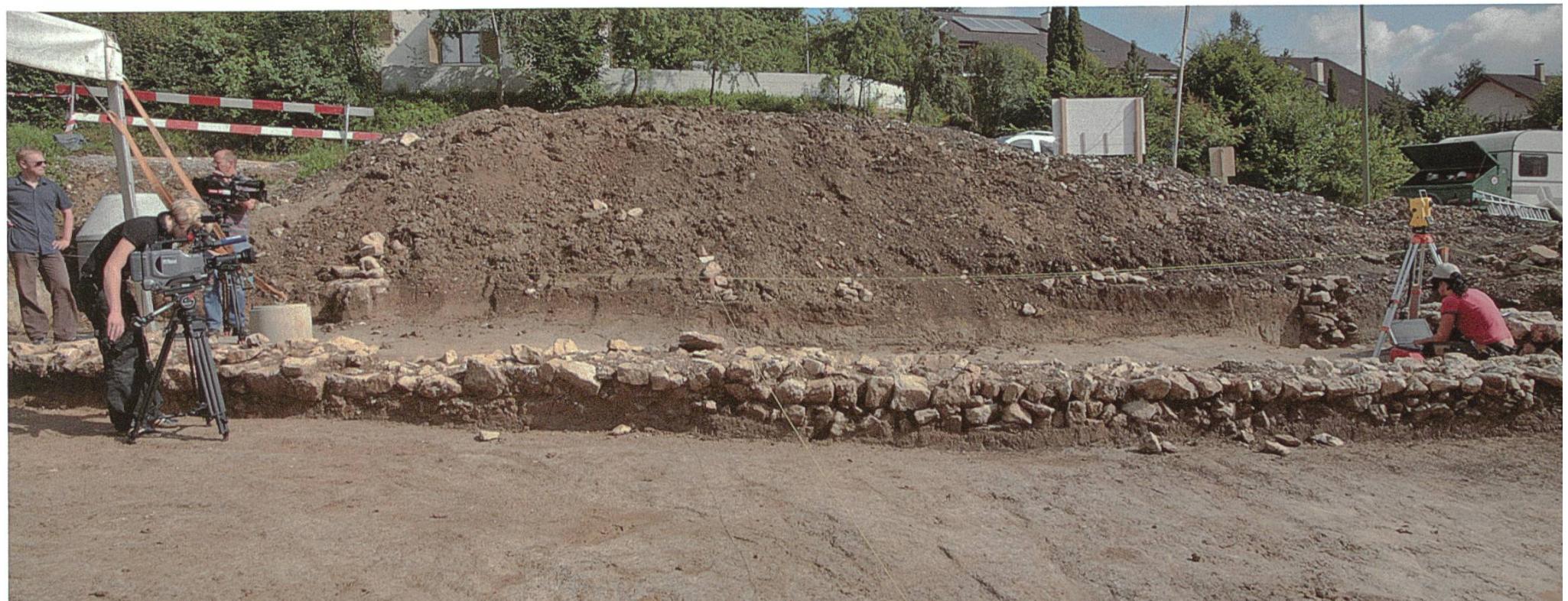
Keramikfunde hinweisen. Eine Kontinuität zwischen der römischen Nutzung im 1./2. Jahrhundert und den Grab- und Siedlungsfunden des 7.–9. Jahrhunderts ist vorläufig nicht erkennbar.

An dieser Stelle sei dem Bauherrn Vinko Maric, dessen Bauprojekt plötzlich ganz neue und uner-

wartete Dimensionen annahm, für sein Interesse und seine Geduld ganz herzlich gedankt.

Bericht: Reto Marti/Johannes Häusermann
Örtliche Leitung: Johannes Häusermann
Weitere Infos: www.archaeologie.bl.ch, Aktuell
Juni bis Juli 2009

Grosses Medieninteresse. Die Grabung schaffte es bis in die Hauptausgabe der Tagesschau des Schweizer Fernsehens.



- Grube / Graben
- Brandgrab
- Töpferofen
- Störung

Reinach, Brauereiweg.

Die neue Fundstelle befindet sich gleich östlich der Grabung «Alte Brauerei» von 1989, in der neben bronzezeitlichen Gräbern und zahlreichen Pfostengruben mehrere Grubenhäuser sowie ein Töpferofen aus dem frühen Mittelalter gefunden wurden. Die Fläche der neuen Grabung ist im Plan rot umrandet.



Reinach, Brauereiweg 3: kleiner Einblick in ein grosses Dorf

Von 1989 bis 2001 fanden im Ortskern von Reinach mehrere, zum Teil sehr umfangreiche Grabungen statt, die bedeutende Reste aus der früh- und hochmittelalterlichen Vergangenheit des Dorfes geliefert haben. Seit 2005 informiert eine Ausstellung im Heimatmuseum Reinach unter anderem über diese Untersuchungen.

Im Sommer bot sich anlässlich des Umbaus eines Gartenhauses erneut die Gelegenheit, auf einer kleinen Fläche von $2,6 \times 6$ m unmittelbar neben der Grabung «Alte Brauerei» von 1989 einen Einblick in den Boden zu gewinnen.

Indes, die Befunde waren nicht sehr gut erhalten, vielleicht bedingt durch die ältere Bebauung. Immerhin konnte die Fortsetzung eines Grabens erfasst werden, der seit 1989 bekannt ist und den man damals als Fundamentgraben für ein Holzgebäude interpretierte. In der Nordostecke zeichnete sich zudem eine noch 35 Zentimeter tief erhaltene Grube – möglicherweise ein grösseres Grubenhaus – ab. In deren Verfüllung lagen stark verbrannte Lehmstücke, die von einer Ofenwand herrühren dürften.

Ob sie mit einem 1989 erfassten Töpferofen in Zusammenhang stehen, ist ungewiss.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Marcel Eckling

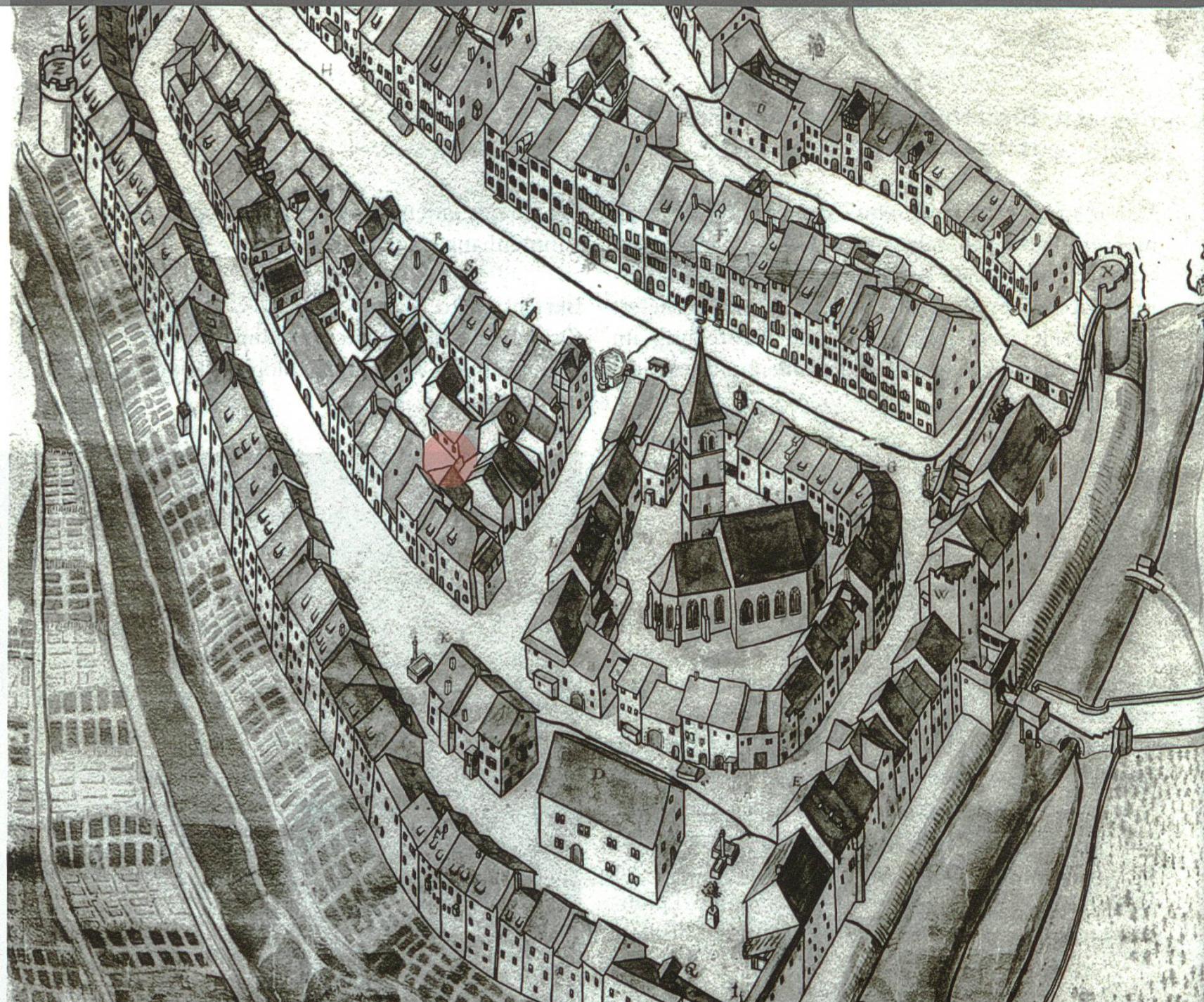
Weitere Infos: www.archaeologie.bl.ch

Juni 2009

Unter jüngeren Aufschüttungen zeichnet sich die Verfüllung einer Grube ab. Der bereits ausgegrabene Teil in der Fläche ist dunkel hervorgehoben.



Liestal, Stabhofgasse.
Die neue Fundstelle
liegt ausserhalb des
ältesten Siedlungs-
kerns um die Kirche,
aber zentral in der
mittelalterlichen
Altstadt. Ihre Lage ist
auf der Umzeichnung
der «Orthographia»
von Jakob Meyer von
1663 rot markiert.



Liestal, Stabhofgasse: eine neue Spur aus vorstädtischer Zeit

Nicht erst seit den Grabungen in der Stadtkirche von 1942 weiss man, dass die Geschichte von Liestal viel weiter zurück reicht als die frohburgische Stadtgründung um 1250. Die Kirchengrabung von 2005 machte klar, dass der Ort schon in der Zeit des Königreichs Hochburgund sogar eine beträchtliche Bedeutung besass. Sie brachte unter anderem einen Schatz mit Münzen des burgundischen Königs Konrads des Friedfertigen (937–993) ans Licht.

Leider haben grossflächige Geländekorrekturen bereits im 15./16. Jahrhundert viele archäologische Befunde aus älteren Zeiten zerstört. Umso wertvoller ist ein nur noch wenige Zentimeter tief erhaltener Befund, der im Rahmen umfassender Sanierungsarbeiten in einem Leitungsgraben in der Stabhofgasse erfasst werden konnte: Es dürfte sich um die letzten Reste eines Grubenhauses, also eines wohl als Webkeller genutzten Hinterhofgebäudes, gehandelt haben.

Eine einzelne Keramikscherbe aus der Verfüllung verweist ins frühe 11. Jahrhundert. Wir haben damit einen der frühesten Belege für eine Besiedlung ausserhalb des spätromisch-frühmittelalterlichen Kir-

chengevierts vor uns, der noch in die Zeit vor der Stadtgründung gehört.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Michael Prohaska, Marcel Eckling
Weitere Infos: www.archaeologie.bl.ch, Aktuell August 2009

Archäologie im Leitungsgraben: die dunkle Erdschicht in der Bildmitte markiert wohl den letzten Rest eines Grubenhauses aus dem 11. Jahrhundert.



Langenbruck,
Leutschenberg.
Im Profil sind die
Schichten der
Wegoberfläche
und des darauf
entstandenen Humus
gut erkennbar.



Langenbruck, Leutschenberg: Reste der historischen Strasse freigelegt

Der Verlauf der alten Strasse über den Oberen Hauenstein – einer «Strasse von nationaler Bedeutung» – ist streckenweise noch heute sichtbar. Das bekannteste Teilstück ist der Einschnitt im Felsen am «Chraiegg» kurz vor der Passhöhe. Andere Teilstücke sind heute nicht mehr sichtbar, aber als archäologische Befunde im Boden erhalten, wie beispielsweise die Reste des Bohlenweges im Norden von Langenbruck, die «Lange Brücke».

Nördlich des ehemaligen Steinbruchs, unterhalb des «Chraieggs», verläuft ein Teilstück der Strasse östlich der heutigen Kantonsstrasse. Es ist im Wald noch gut als leicht eingetiefter Hohlweg erkennbar. Rutschungen im Bereich einer Deponie unmittelbar oberhalb der heutigen Kantonsstrasse erforderten Sicherungsarbeiten durch das kantonale Tiefbauamt. Dabei wurde die historische Strasse angeschnitten.

Der frühzeitige Einbezug bot der Archäologie Baselland die Möglichkeit, die Befunde zu dokumentieren. Das Trassee der historischen Strasse war in dem Anschnitt gut zu erkennen. Deutlich ließen sich mehrere Schichten unterscheiden und der

Aufbau der Strasse feststellen. Ursprünglich war das Trassee bis auf den anstehenden Mergel abgetieft worden, der als Wegoberfläche diente. Nach einiger Zeit hatte sich darauf Humus gebildet, auf den später eine neue Schicht Mergel aufgebracht worden war. Nach der Aufgabe dieses Strassenabschnittes hat sich auch darauf wieder Humus gebildet. Eine – bei Strassen sonst typische – verdichtete Oberfläche oder Wagenspuren liessen sich nicht beobachten. Auch konnten keine Funde erfasst werden, die den Abschnitt hätten datieren können. Der einfache Aufbau des Belages und die fehlenden Strassenschichten machen wahrscheinlich, dass dieser Wegabschnitt nicht lange in Benutzung war und wohl kaum von schweren Wagen befahren wurde. Eher dürfte es sich um eine wenig begangene Ausweichstrecke neben dem oder den Hauptwegen gehandelt haben. Wie auch der Strassenabschnitt am «Chraiegg» gehört dieses Teilstück der Passstrasse über den Oberen Hauenstein wohl in die frühe Neuzeit.

Bericht: Michael Schmaedecke

Örtliche Leitung: Marcel Eckling

Juni 2009

Oltingen,
Pfarrhausgarten.
Blick vom einstigen
Barockgarten nach
Nordosten gegen die
Kirchenanlage.



Oltingen, Pfarrhausgarten: Hochmittelalterliche Siedlung und barocker Garten

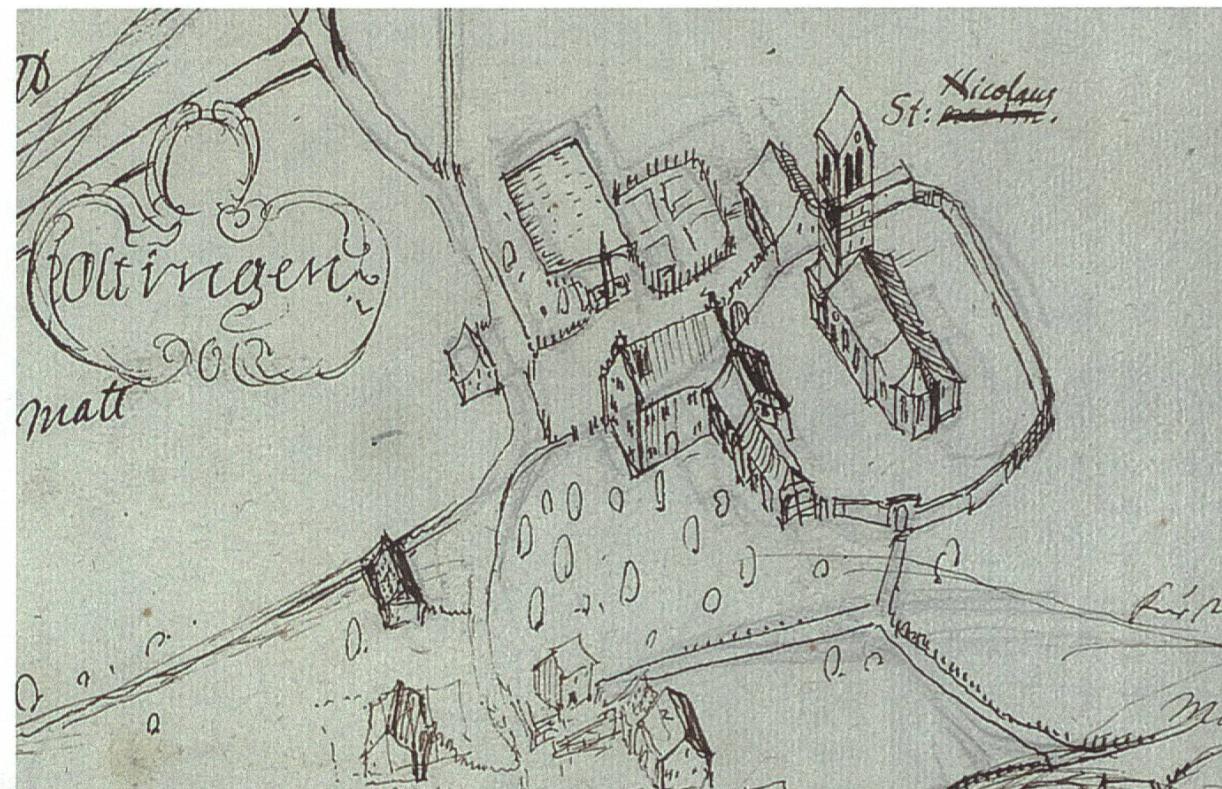
Um die eindrückliche Oltinger Kirchenanlage mit Gotteshaus, Kirchhof, Pfarrhaus und Ökonomiegebäude zusätzlich aufzuwerten, sollte der ehemals zugehörige französische Garten wiederhergestellt werden. Die Rekonstruktion der barocken Zierbeete und Pavillons nahm man grossflächig und mit schweren Maschinen in Angriff. Die oberirdische Gestaltung wurde von der kantonalen Denkmalpflege begleitet; die Archäologie Baselland überwachte die Bodeneingriffe.

Als Grundlagen für die Rekonstruktion dienten einerseits historische Abbildungen wie eine Skizze von Georg Friedrich Meyer aus der Zeit um 1680. Andererseits wurde im Auftrag der Denkmalpflege eine Bodenradaruntersuchung durchgeführt. Diese zerstörungsfreie Prospektionsmethode macht alte Strukturen, Schichtgrenzen und Einlagerungen wie Mauerfundamente im Boden erkennbar, ohne dass gegraben werden muss.

Die Anlage war offenbar bereits 1560 in eine Gartenhälfte im Norden und einen Fischweiher im Südteil untergliedert. Eine Umfassungsmauer mit mehreren

Pavillons existierte spätestens seit 1750. In der 1863 vom damaligen Lehrer Samuel Schilling verfassten Heimatkunde von Oltingen wird der Fischweiher, zugleich Badeort der Jugend, als «ungemein massiv erbaut, die Wände von Quadern und der Boden mit grossen Steinplatten belegt» beschrieben.

Historische Abbildung der Kirchenanlage von Georg Friedrich Meyer, Situation um 1680.

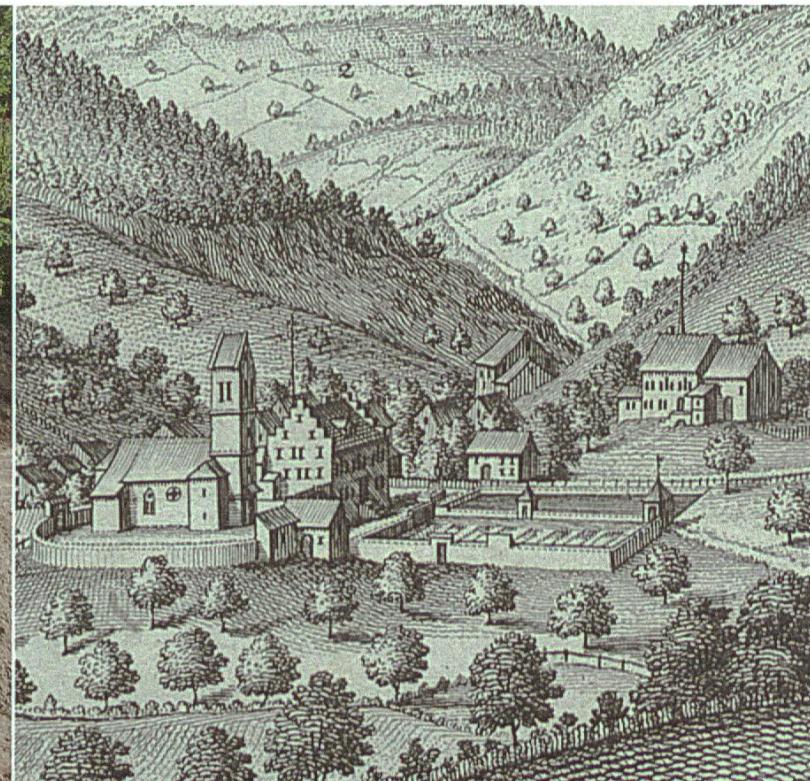


Der neue Leitungsgraben lieferte Einblicke in den aufgeschütteten Bereich an der Stelle des einstigen Fischweihers.

Sondierschnitte für das Mauerfundament der neuen, unterteilenden Mittelachse und die Abwasserleitung des Pfarrhausbrunnens blieben jedoch ohne entsprechende Befunde. Vielmehr bestätigte sich die Interpretation der Bodenradaraufnahme: Die Bauelemente wurden vor dem Zuschütten des Weiher 1826 beim Bau des benachbarten Schulhauses abge-

brochen und entfernt. Lediglich eine kurze Partie des gemauerten ältesten Abwasserkanals, einer so genannten «Agde», konnte wieder entdeckt werden.

Spannenderes lieferte die Baugrube der sanierungsbedürftigen Umfassungsmauer im Bereich vor dem Pfarrhaus. Darin fanden sich Kulturschichten, die



durch Keramikfragmente ins Hoch- und Spätmittelalter zu datieren sind. Aufgrund ihrer Struktur dürfte es sich um Abfallschichten oder die Verfüllung einer Grube gehandelt haben. Nebst viel Holzkohle enthielten sie Hüttenlehm, Tierknochen und hitzegebrötzte Steinbruchstücke. Eine Lage aus Steinsplitt überdeckte einen Horizont des 11./12. Jahrhunderts. Fragmente einer grün glasierten Blattkachel datieren das darüber liegende Packet ins Spätmittelalter. Die Kirche selbst wird urkundlich erstmals 1296 erwähnt. Eine von Karl Gauss in einem Manuskript von 1932 erwähnte halbrunde Apsis, die einen ersten Bau der Kirche im 9. bis 11. Jahrhundert wahrscheinlich machen würde, ist in der

Grabungsdokumentation von Theodor Strübin aus dem Jahr 1954 nicht nachweisbar. Die neuesten Funde belegen nun zumindest eine Besiedlung des Umfeldes in diesem Zeitraum.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
August 2009

Die Baugrube im Bereich der abgebrochenen Partie der Umfassungsmauer enthielt hoch- und spätmittelalterliche Funde.



<

Kirche, Pfarrhaus und Barockgarten in einer Darstellung der Zeit um 1762 von Emanuel Büchel (Kunsthistorische Sammlung, Museum.BL).



Muttenz, Kirchplatz.
Kinder spielen am noch
offenen Muttenzer
Dorfbach, um 1900–
1910 (Fotosammlung
Museen Muttenz).

Muttenz, Kirchplatz: Erinnerung an den Dorfbach

Beim Öffnen eines Kanalisationsgrabens auf dem Muttenzer Kirchplatz kamen im Frühjahr Mauern zum Vorschein. Der verantwortliche Polier meldete diesen Fund unverzüglich, was die Archäologie Baselland zu zwei kurzfristigen Interventionen veranlasste, um den Baufortschritt nicht zu behindern.

Aufgrund der Nähe zur Kirche St. Arbogast wurden zuerst mittelalterliche Nebengebäude des Gotteshauses vermutet. Bei der genaueren Untersuchung der Mauern wurde jedoch rasch klar, dass es sich um erheblich jüngeres Bauwerk handelt. Zwischen den beiden parallel verlaufenden, Nord-Süd ausgerichteten Mauern lag eine Betonröhre, die den Muttenzer Dorfbach kanalisiert.

Der Schluss lag somit nahe, dass es sich um die Verbauung des einst offen fliessenden Baches handelt, was historische Abbildungen bestätigen. Der Dorfbach wurde gegen Ende des ersten Weltkrieges eingedolt und verläuft seither bis zu seiner Einmündung in die Birs verborgen im Muttenzer Untergrund. Diese kleine Untersuchung ist ein gutes

Beispiel für den Nutzen von historischen Quellen für konkrete archäologische Fragestellungen.

Bericht: Jan von Wartburg

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg

April 2009

Die östliche Mauer der Bachverbauung. Unter dem Fotoschild verläuft die Betonröhre, in welcher der Dorfbach fliessst.



Seltisberg,
Hauptstrasse 41.
Der mächtige
Sodbrunnen wurde in
der Baugrubenwand
angeschnitten.



Wasser aus der Tiefe: mehrere neu entdeckte Sodbrunnen

Auch 2009 konnten in einigen Gemeinden wieder Sodbrunnen dokumentiert werden. Mit Ausnahme des römischen Sodbrunnens von Pratteln-Kästeli handelt es sich dabei ausnahmslos um neuzeitliche Befunde.

Vor der Einführung von Reservoiren und Druckleitungen musste sich jeder Haushalt selbst mit Wasser versorgen. Wo Quellen oder sauberes Fliesswasser fehlten, fand die Versorgung über das Grundwasser statt. Zu diesem Zweck grub man Sodbrunnen. Erst mit der Erstellung des modernen Wasserleitungssystems ab dem Ende des 19. Jahrhunderts wurden die Brunnen überflüssig. Man schüttete sie zu oder deckte sie ab, danach gingen sie schnell vergessen. Baumassnahmen bringen aber jedes Jahr mehrere solcher Sodbrunnen wieder zu Tage.

Ein stattliches Exemplar von rund zwei Metern Durchmesser wurde im Mai auf einer Baustelle im

Zentrum von Seltisberg entdeckt. Der Sodbrunnen war trocken, das heisst ohne Verwendung von Mörtel, aus lokalem Kalkstein gemauert. Nach seiner Aufgabe verfüllte man ihn mit Bauschutt. Dorfbewohner bestätigen, dass dieser Sodbrunnen noch vor 50 Jahren offen stand. Durch seine Lage in der

Wasserversorgung wie anno dazumal: russisches Gehöft um 1941 (Deutsches Bundesarchiv, Bruno Plenik).



Münchenstein, Emil-Frey-Strasse. Der Sodbrunnen wurde nach der Aufgabe mit einer Betonplatte zugeschüttet.

Baugrubenwand wurde der Sodbrunnen bei den Baggerarbeiten seitlich angeschnitten. Seine Sohle wurde aber nicht erreicht.

Etwas kleiner war der Sodbrunnen, der im November in Münchenstein beim Bau eines Mehrfamilien-

hauses an der Emil-Frey-Strasse entdeckt wurde. Er hatte einen Innendurchmesser von nur 80 cm und gehörte wohl zu einem ausserhalb von Münchenstein gelegenen Gehöft. Anders als in Seltisberg wurde der Sodbrunnen am Ende seiner Benutzungszeit nicht zugeschüttet. Stattdessen legte man einfach eine Betonplatte über das Loch. So blieb der rund 6 Meter tiefe Brunnenschacht bis heute frei. Das Niveau des Grundwassers hat sich seit der Zeit seiner Nutzung offenbar geändert, denn die Brunnensohle ist heute trocken.

Im September kam in der Baugrubenwand einer Baustelle in Binningen ein weiterer Sodbrunnen mit einem Durchmesser von einem Meter zum Vorschein. Er war über eine Höhe von 2,5 m erhalten, oben aber gekappt. Mehrere Zuleitungen aus Steinzeug führten zusätzliches Hangwasser in den Brunnen. Der Bau des Sodbrunnens dürfte an das Ende des 19. Jahrhunderts zu datieren sein.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg





links:

Der neu entdeckte
Sodbrunnen in
Münchenstein war bis
auf die Sohle frei und
trocken gefallen.

rechts:

Binningen, Neubad-
rain 15. Die Reste des
Sodbrunnens zwischen
Bauinstallationen und
Baugrubenwand: über
dem Brett ist in der
Brunnenausmauerung
eine zerbrochene
Keramikröhre
erkennbar.

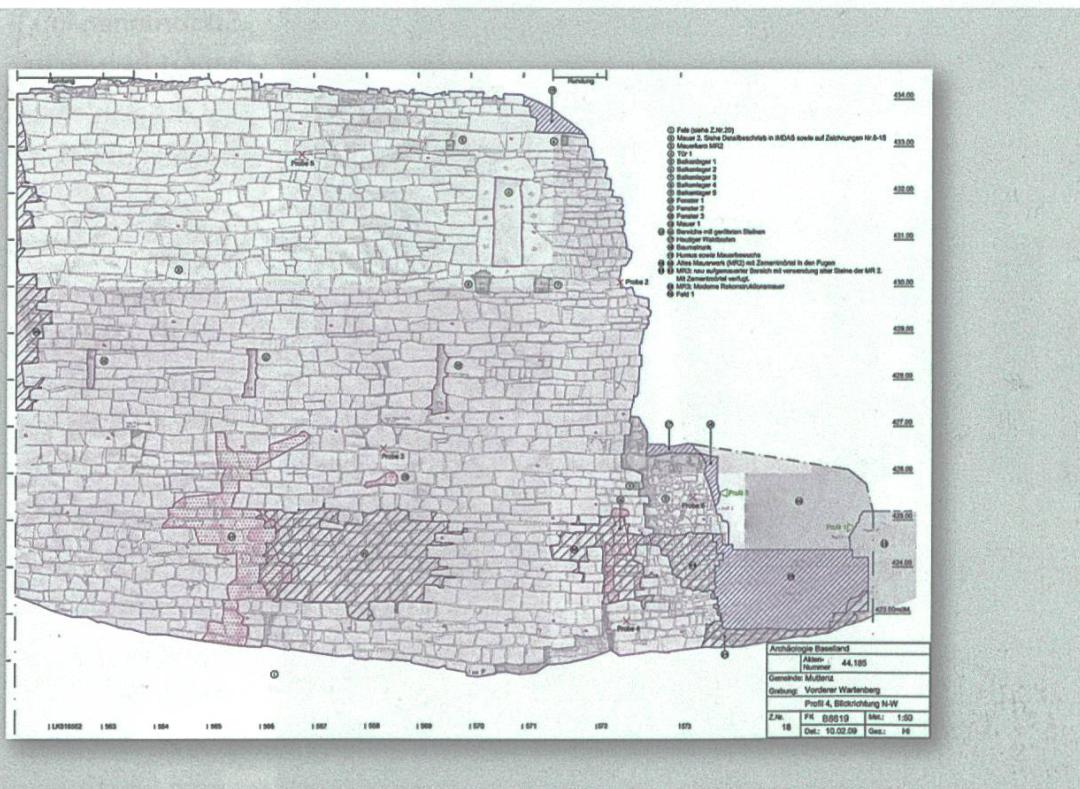
Muttenz, vorderer Wartenberg: ein Stück Originalmauer

Muttenz, vorderer Wartenberg. Die Zusammensetzung der einzelnen Zeichnungen ergibt einen Überblick über die gesamte Mauer

Im Zuge von geplanten Sanierungsarbeiten an der Ruine Vorderer Wartenberg dokumentierte die Archäologie Baselland im winterkalten Januar bei Schnee und Eisregen die Aussenseite der südöstlichen Ringmauer (vgl. Jahresbericht 2008, 50–53). Ziel war es, den mittelalterlichen Originalzustand

dieses Abschnitts der ansonsten bereits stark restaurierten Burg steingerecht zu erfassen, bevor Flickarbeiten an der Mauer stattfinden.

Da die zu untersuchende Mauerpartie bereits mit einem Gerüst versehen war, kam eine photogrammetrische Entzerrung nicht in Frage. Statt dessen kam ein «Pantograph» zum Zuge. Diese Zeichenmaschine funktioniert wie folgt: Auf einer Grundplatte wird ein leeres Blatt befestigt. An der über dem Blatt aufgebauten, beweglichen Metallkonstruktion ist ein Bleistift montiert. Die schwenkbare Konstruktion ist über zwei Fäden mit einem grossen Metallstift verbunden, die der Zeichnende in den Händen hält. Jede Bewegung, die man nun mit dem Metallstift macht, wird über die Fäden und die Metallkonstruktion auf den Bleistift übertragen, und dieser bildet die exakt gleiche Bewegung auf dem Papier im Massstab 1:20, also zwanzig Mal kleiner, ab.



Der «Pantograph» steht bei der Dokumentation von senkrechten Mauern auf dem Gerüst. Die Umrisse der einzelnen Steine werden mit dem Metallstift umfahren. Um einen grösseren Mauerabschnitt dokumentieren zu können, muss der «Pantograph» mehrmals versetzt werden. Die massstäblichen Zeichnungen sind leicht überlappend und können später, nach einer Überarbeitung, zusammengesetzt und in das Landeskoordinatensystem mit Meereshöhen eingepasst werden.

Für die Dokumentation des oberen Abschlusses der Mauer, der so genannten Mauerkrone, wurde ebenfalls der Pantograph eingesetzt. In der Mauer selbst befand sich, neben drei schlitzförmigen Fenstern, eine grössere Öffnung, die als Durchgang zu einem Abort-Erker diente. Dieser heute nicht mehr erhaltene Holzanbau war mit einer Reihe von Balken in der Ringmauer verankert. Die Löcher für diese Balken konnten ebenfalls dokumentiert werden. Leider fehlten Holzreste der Balken selber, die unter Umständen eine jahrgenaue Datierung des Bau-

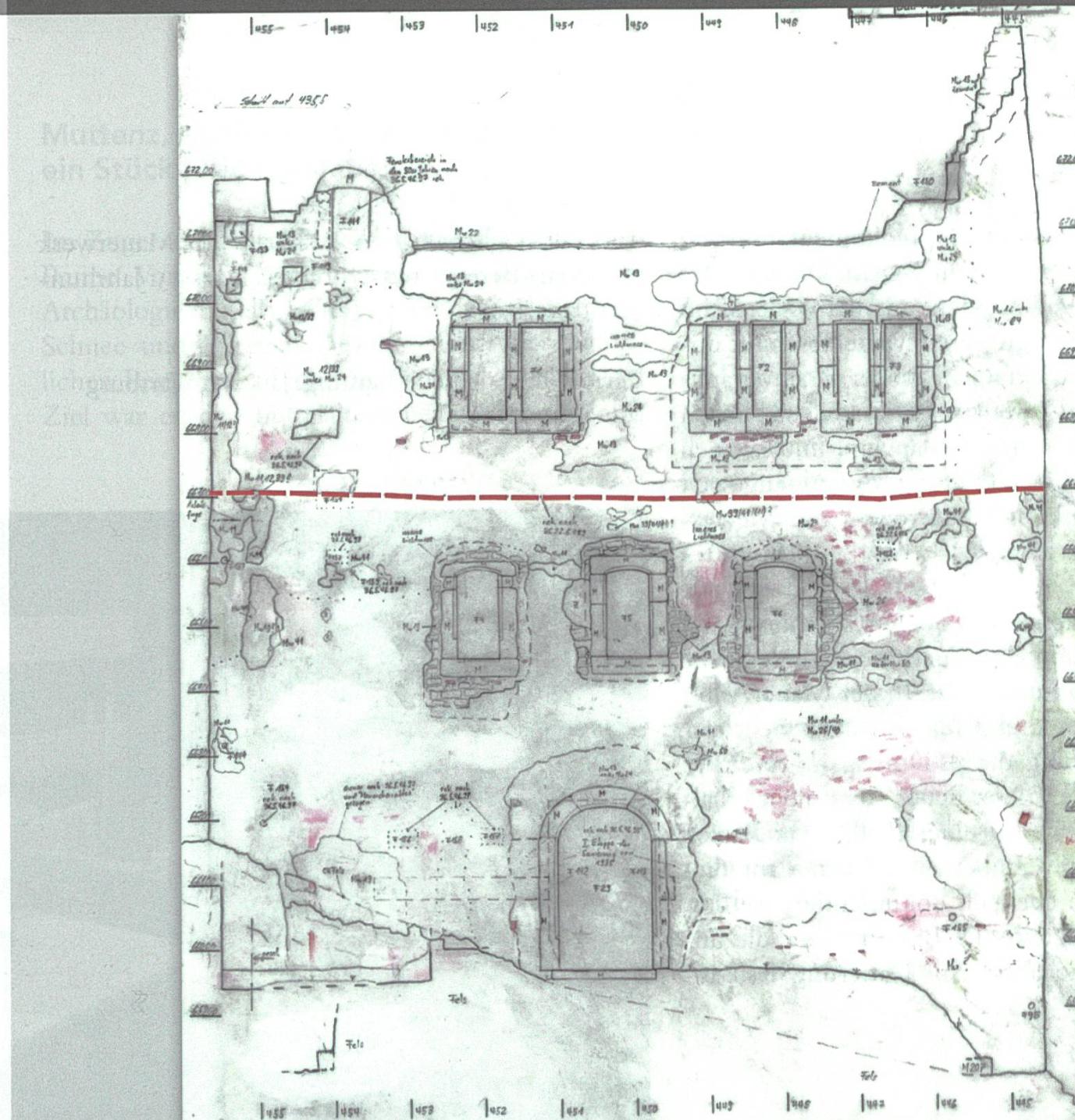
werks ermöglicht hätten. Bisher ist das Mauerwerk in diesem Bereich nur typologisch ins 13. Jahrhundert datierbar.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Januar 2009

Sarah Hänggi
dokumentiert die
Mauerkrone mit dem
«Pantographen».



Läufelfingen,
Homburg.
Feldzeichnung der
Südwestfassade
des Wohnturms mit
Einzeichnung der
Befunde im Mauer-
werk. Der Mauer-
wechsel zwischen dem
ersten und zweiten
Obergeschoss ist rot
markiert.



Läufelfingen, Homburg: erste Ergebnisse zur Baugeschichte des Wohnturms

Vor und während der Sanierungsarbeiten auf der Homburg (s. «Archäologische Stätten») wurde das erhaltene Mauerwerk sorgfältig dokumentiert und analysiert. Dabei wurden mehrere Umbauten aus dem 15. bis 18. Jahrhundert sichtbar, als die Burg als Landvogteisitz diente. So konnte beispielsweise nachvollzogen werden, wie man die mittelalterliche Burg durch den Einbau grösserer Fenster, eines Ofens und von Raumunterteilungen beziehungsweise durch die Erhöhung des Daches für ihre Funktion als Landvogteisitz umbaute.

Es ergaben sich aber auch überraschende Erkenntnisse. Bisher nahm man an, der Wohnturm sei um 1240, kurz bevor sich sein Bauherr Hermann IV. erstmals «von Homburg» nannte (1243), in einem Zuge erbaut worden. Dies passte auch gut zur burgenkundlichen Einordnung dieses Bautyps. In der laufenden Untersuchung wurde nun jedoch über dem ersten Obergeschoss ein deutlicher Wechsel des Mauerwerks festgestellt: Im unteren Bereich ist es lagig und besitzt annähernd gleich grosse, mit schmalen Fugen versetzte Steine – darüber ist es unruhiger und besteht aus grösseren und weniger einheit-

lichen Steinen, was zu deutlich breiteren Fugen führte. Löcher von eingemauerten Gerüstauflagen fanden sich lediglich im unteren Bereich. Im oberen Bereich hatte man andere Baugerüste verwendet, die im Mauerwerk keine Spuren hinterlassen haben.

Der Wohnturm wurde also in zwei Etappen erstellt. Die dendrochronologische Untersuchung eines Holzes, das in der zweiten Etappe als Schaft eines Balkenkanals vermauert worden ist, ergab ein Fälldatum um 1300. Damit kann die zweite Etappe datiert werden.

Für die Entwicklung des Wohnturmes kommen nun fünf mögliche Szenarien in Betracht:

1. Der um 1240 erstellte Wohnturm wurde um 1300 nach einem Schaden bis etwa auf die Oberkante des ersten Obergeschosses abgetragen und von dort aus neu aufgebaut.
2. Eine um 1240 erbaute Burg hat keine Spuren hinterlassen. Der heute bestehende Bau wurde um 1300 in einem Zuge aufgebaut. Die Unterschiede des unteren und des oberen Bauabschnitts sind durch unterschiedliche Maurerequipen entstanden.
3. Der um 1240 erbaute Wohnturm reichte nur bis

zum ersten Obergeschoss und wurde um 1300 aufgestockt.

4. Der um 1240 erbaute Wohnturm reichte als Steinbau nur bis zum ersten Obergeschoss und besaß einen hölzernen Oberbau, der um 1300 durch einen steinernen ersetzt wurde.

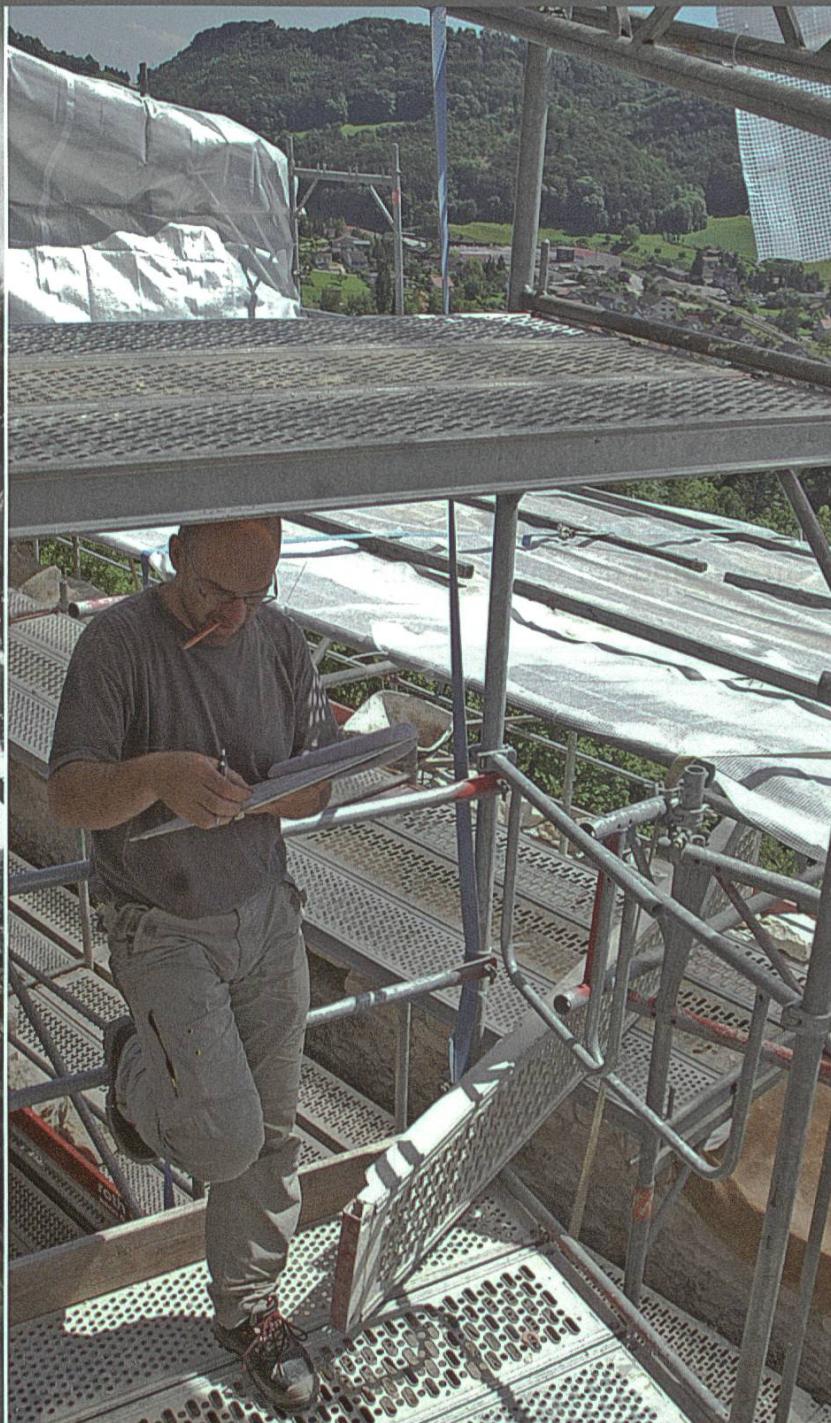
5. Die Arbeiten am um 1240 begonnenen Bau blieben nach dem ersten Obergeschoss stecken und wurden erst um 1300 weitergeführt.

Auf Grund der Mächtigkeit des Mauerwerks des Erdgeschosses kann es als sicher gelten, dass der Wohnturm bereits von Anfang an als mehrgeschossiger Steinbau geplant war, so dass die Szenarien drei und vier auszuschliessen sind. Im Weiteren ist es unwahrscheinlich, dass Hermann IV. von Homburg als Angehöriger der beiden damals mächtigsten Grafengeschlechter der Region (Frohburger und Homburger) den Bau seines neuen Stammsitzes nicht zu Stande gebracht hätte, was gegen Szenario fünf spricht. Das bedeutet, dass nur noch die Szenarien eins und zwei in Frage kommen. Da bei einem Neubau um 1300 sicherlich Steine eines älteren Baues wiederverwendet worden wären und man

diese Steine im Baubestand erkannt hätte, spricht im Moment alles dafür, dass der Wohnturm nach einem Schaden teilweise abgetragen und neu aufgebaut wurde. Es bleibt aber zu hoffen, dass die noch laufenden Untersuchungen weitere Indizien zur Klärung des Problems ergeben werden.

Das Beispiel Homburg zeigt einmal mehr, dass eine genaue Bauuntersuchung auch bei bereits mehrfach sanierten Objekten wichtige neue Erkenntnisse erbringen kann. Es ist geplant, die neuen Resultate zur Baugeschichte der Homburg nach Abschluss der Sanierung zu publizieren.

Bericht und Projektleitung: Michael Schmaedecke
Dokumentationsleitung: Claudia Spiess
Januar bis November 2009



links:
Fotografie der
Südwestfassade des
Wohnturms um 1900.
Der Wechsel des
Mauerwerks über den
Fenstern des ersten
Obergeschosses ist
deutlich erkennbar.

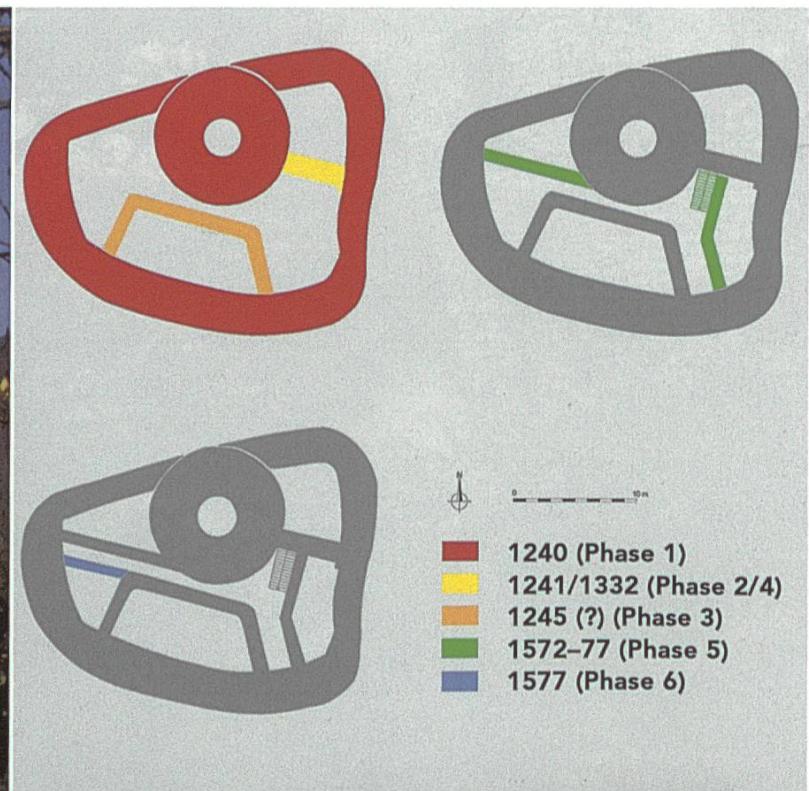
rechts:
Baudokumentation
in schwindelnder
Höhe: der temporäre
Mitarbeiter Michael
Prohaska studiert seine
Feldaufnahmen.

Zwingen, Schloss: Deckenuntersuchung in der Schlossküche

Zwingen, Schloss.
Ansicht von Süden
und Plan der
jahrringdatierten
Bauphasen 1–6.

Das Zwingener Schloss ist eine Gründung der Herren von Ramstein, erbaut kurz nach der Erhebung des Geschlechts in den Freiherrenstand 1238/39. Die sechs Bauphasen des Schlosses sind durch Jahrring-Analysen gut datiert: Demnach erfuhr der Innenhof bereits kurz nach der Fertigstellung des Rundturmes und der daran anschliessenden Beringmauer

um 1240 erste Überbauungen. Nach einer Raumabtrennung zwischen Turm und Nordostecke der Ringmauer (Phase 2, Unterkellerung 1332) wurde höchst wahrscheinlich im Süden ein zweiraumtiefer Wohnbau an die Ringmauer gestellt (Phase 3). Sein Erdgeschoss bestand aus dem so genannten «Ramsteinersaal» und einer anschliessenden Küche.



Die Decke des auch heute noch als Küche verwendeten Raums bedurfte seit langem einer Schall- und Geruchsdämmung. Nach der Entfernung der Deckenverkleidung kam ein aus massiven und dicht nebeneinander liegenden Eichenbalken konstruierter Boden zum Vorschein. Bei der Untersuchung war nicht ersichtlich, ob die Balkenköpfe eingemauert sind oder auf einem Mauerabsatz ruhen; jedenfalls liegen sie randlich auf zwei Streichbalken. Diese finden im benachbarten Ramsteinersaal ihre Fortsetzung. Die Streichbalken werden von jeweils zwei Kalksteinkonsolen getragen. Seitlich direkt über den Konsolen in den Streichbalken angebrachte Nuten weisen auf zwei verschwundene, den Raum in seiner ganzen Tiefe und parallel zu den Deckenbalken durchlaufende Balken hin, deren Funktion noch unklar ist.

Die Untersuchung der Deckenbalken ergab als jüngstes Fälldatum das Frühjahr 1245. Eine Beprobung der aufgrund ihrer Maueranschlüsse sicherlich bauzeitlichen Streichbalken war in der Küche nicht möglich und müsste im gleichaltrigen Ramsteinersaal noch durchgeführt werden. Ein jüngeres Datum

der Streichbalken kann bisher somit nicht ausgeschlossen werden. Eine Sekundärverwendung der Deckenbalken wäre theoretisch denkbar.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
März 2009

Die freigelegte
mittelalterliche
Balkendecke in der
Küche. Der Unterzug in
der Mitte ist jüngeren
Datums.

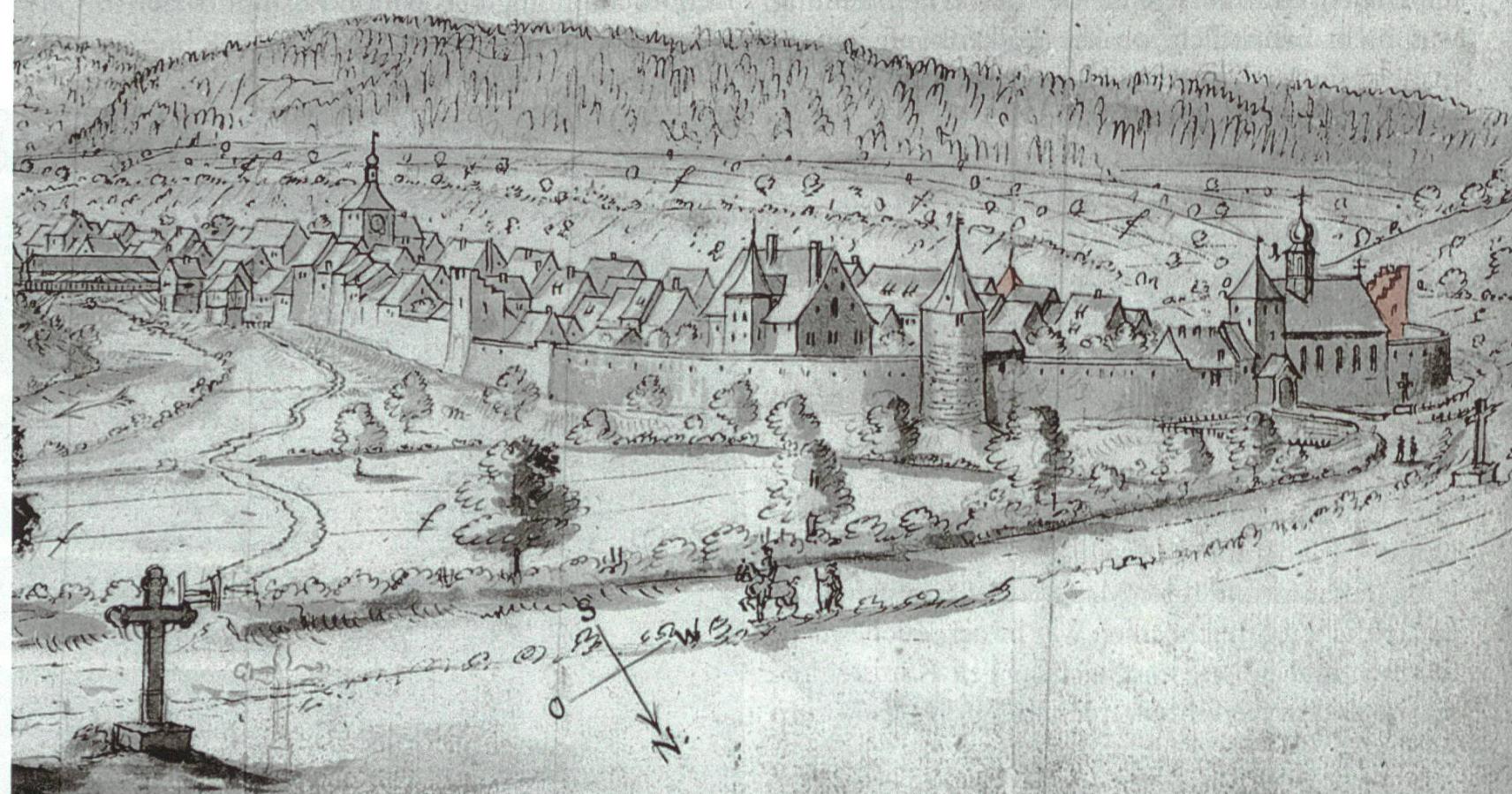


Zeichnung im Kupferstichkabinett, vom Nordost aufgenommen.
gezeichnet am 20. April 1755. von J. G. Büchel.

J. G. Büchel

1. St. Catharina
2. St. Martini
3. gotisch. Bühne
4. 100. Frank

Laufen, Ansicht aus Nordosten.
In der lavierten Federzeichnung von Emanuel Büchel von 1755 sind der Stachelturm (links hinter der Katharinakirche) und der Pfaffenturm (Turmspitze rechts) knapp zu erkennen.
Sie sind hier rot hervorgehoben (Kupferstichkabinett Basel).



Laufen, Rennimattstrasse/Viehmarktgasse: neue Erkenntnisse zur Stadtbefestigung

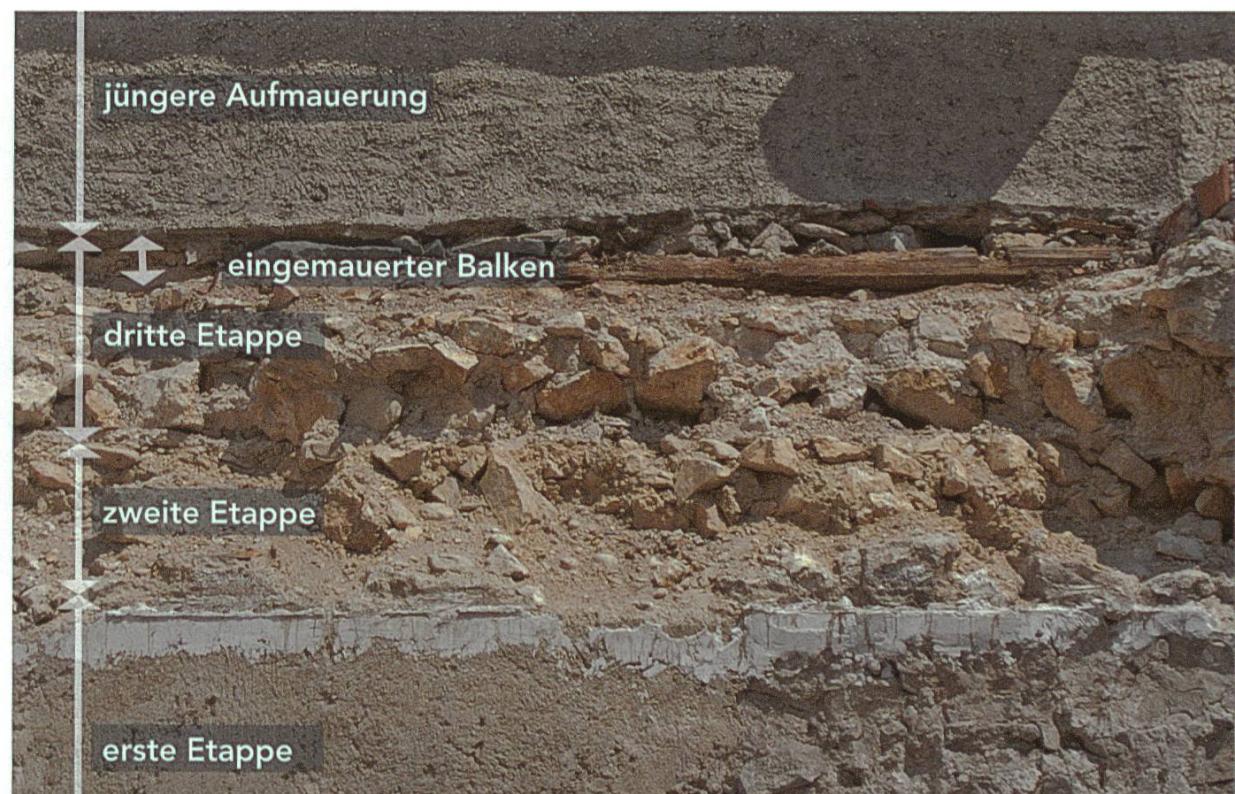
Der Abbruch eines Gartenhäuschens und einer brandzerstörten Scheune ermöglichen bisher unbekannte Einblicke in die mittelalterliche Stadtbefestigung von Laufen. Die erste Erwähnung von Stadttoren und -türmen in Laufen findet sich im Jahr 1327. 1339 wurde eine Steuer erhoben für Reparaturarbeiten an den Stadtmauern, Türmen und Vorwerken. Repariert hat man 1523 auch einen Mauerabschnitt im Westen, an der Strasse gegen Röschenz, da er *so nidergefallen* war.

An der Rennimattstrasse 30 wurde im Berichtsjahr die Aussenseite eines acht Meter langen Mauerabschnittes südlich des heutigen Schulhauses (Viehmarktgasse 59) untersucht, wo einst der Stachelturm beziehungsweise *Zundt Durm* stand und die Strasse Richtung Röschenz vorbeiführte.

Eine erste Bauphase bestand aus drei Etappen. Bis auf eine Höhe von drei Metern erscheint das Mauerwerk einheitlich. Die horizontal verlaufende Oberkante dieser ältesten Mauerpartie wurde in einer zweiten Etappe um 30 Zentimeter erhöht, wobei sich der Mauercharakter nicht von demjenigen

der ersten Etappe unterscheidet. Diese Ausgleischschicht passte die untersuchte Mauerpartie womöglich dem Niveau der benachbarten Abschnitte im Norden und Süden an. In einem dritten Schritt wurde die Mauer um weitere 70 Zentimeter erhöht. Ein Gerüststangenloch zeigt, dass die Etappen zwei und drei zusammenhängen. Den oberen

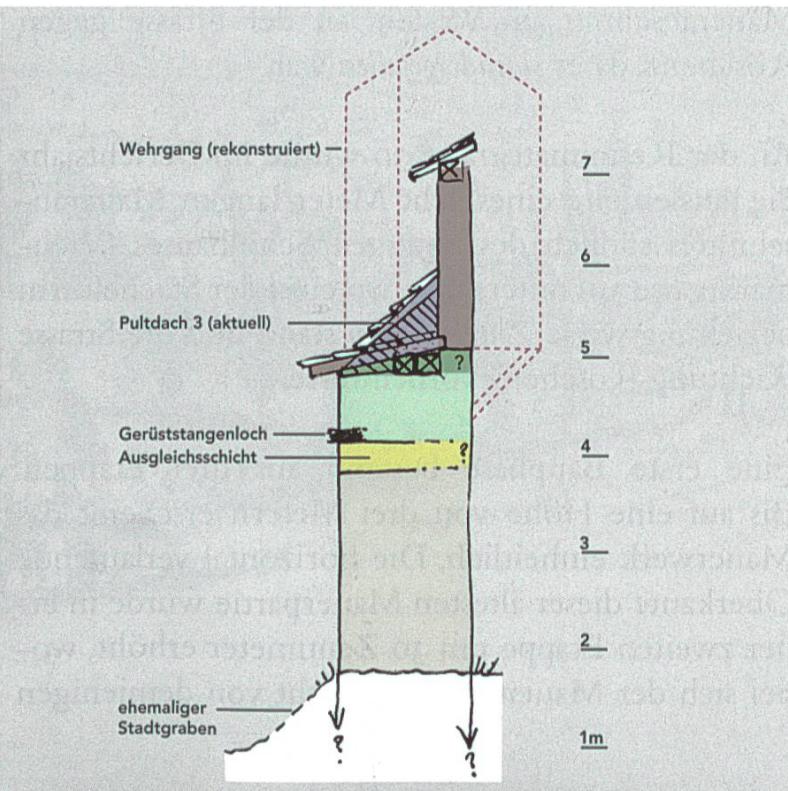
Laufen, Rennimattstrasse 30. Freigelegter Bereich der ältesten Mauer mit Ausgleischschicht und Erhöhung unter den Resten von Längsbalken.



Michael Prohaska
während der
Untersuchung des
Stadtmauerabschnitts
an der Rennimatt-
strasse.

Abschluss machen zwei noch partiell erhaltene, in Längsrichtung verlaufende Balken von 14×14 cm. Auf diesem Niveau endet die noch erhaltene mittelalterliche Bausubstanz. Möglicherweise befand sich hier der ursprüngliche Wehrgang, vorzustellen als leichte Holzkonstruktion. Aufgrund des Abbruchs der äusseren Mauerschale sind jedoch keine kla-

ren Rückschlüsse möglich. In Analogie zum Abschnitt bei der Viehmarktgasse, dem noch sichtbaren Maueranschluss bei der Kirche und vergleichbaren Stadtmauerabschnitten unter anderem aus Liestal und Solothurn dürfte die Mauer an der Rennimattstrasse eine Höhe von mindestens sieben bis zehn Metern besessen haben.



Da für das Bauprojekt kein Aushub im Bereich des ehemaligen Stadtgrabens stattfand, bleibt die Fundamenttiefe unbekannt, wobei die Mauer wohl zugleich als Grabenwand diente. Über die Jahrhunderte hat sie sich allmählich in den offenen Graben gesenkt, was zu einem Überhang von bis zu 45 Zentimetern auf drei Meter Höhe führte.

Nach dem Abbruch oder Einsturz des obersten Mauerabschnitts mit Wehrgang erfolgte in einer zweiten Bauphase die Wiederaufmauerung der stadteinwärts gerichteten Mauerschale auf die heutige Höhe. Diese lediglich 10 bis 15 Zentimeter schmale Aufmauerung hatte keine Wehrfunktion mehr zu erfüllen. Die verbleibende, aussen vorkragende Abbruchkrone wurde mit einem Pultdach überdeckt, dessen Sparren man mit den beiden bestehenden

Balken verkämmte. Dies ist heute noch anhand von Ziegelfragmenten und -abdrücken im ursprünglichen Putz der Aufmauerung erkennbar.

Ein über der Abbruchkante der mittelalterlichen Mauer mit Zementmörtel gemauertes Auflager bildet den vorläufigen Abschluss der Mauerentwicklung

Laufen,
Viehmarktgasse.
Überreste des an die
Stadtmauer gebauten
Ökonomiegebäudes
nach dem Brand.

<

Schematischer
Querschnitt durch den
Stadtmauer-Befund an
der Rennimattstrasse.



**Die Innenseite der
Stadtmauer nach
dem Entfernen des
Brandschuttes, mit
anstossender Mauer
des Pfaffenturms.**

an der Rennimattstrasse. Damit wurde eine steilere Konstruktion des Pultdaches ermöglicht.

An der Viehmarktgasse legte der Brand eines innen an die Stadtmauer gebauten Ökonomiegebäudes einen 17 Meter langen Abschnitt der Stadtmauer

frei. Der Brandschaden blieb glücklicherweise oberflächlich und betraf lediglich den Deckmörtel und die Oberflächen freiliegender Mauersteine. Im Zuge der Sanierung wurden die geschädigten Mauerpartien beidseitig neu verputzt. Auf der Ausenseite konnte die in der unteren Mauerhälfte noch weitgehend originale, bauzeitliche Putzoberfläche erhalten werden. Hier existierte nie ein flächiger Verputz.

Die Mauer ist zweischalig, mehr oder weniger lagig aufgeführt aus vorwiegend leicht verrundeten Kalkquadern, vereinzelten Wacken und wenigen Ziegelstückchen. Der Mauerkern besteht aus Wacken und kleineren, verrundeten Kalkgerölle. Eine beträchtliche Mörtelmenge verleiht dem Kern heute noch grosse Kompaktheit und Festigkeit. Auf der Höhe von 4.5 Metern über dem aktuellen Gartenniveau finden sich aussen drei in einer Reihe liegende Gerüststangenlöcher. Sie wurden bei der Restaurierung offen belassen. In einem Zug aufgemauert, scheint die Mauer mit ihrer aktuellen Höhe von 6.5 Metern heute um etwa drei Meter gekappt zu sein. Die Darstellung von Emanuel Büchel von



1755 zeigt im Norden und Osten einen Wehrgang mit Schiessscharten, wie er auch für den Mauerbereich an der Viehmarktgasse anzunehmen ist. Das Fehlen entsprechender Befunde deutet auf einen Abbruch der obersten Mauerpartie hin.

Mit zunehmender Platznot und der schrittweisen Aufgabe der fortifikatorischen Funktion der Stadtmauer wurde der Raum zwischen Stadtmauer und Häuserzeilen allmählich überbaut. Zwei Fensterdurchbrüche wohl aus dem 19./20. Jahrhundert brachten Licht in den an die Innenseite der Mauer angebauten Wirtschaftsbau. Ein grösserer Durchbruch diente als Zugang in den Garten, der mittlerweile im aufgefüllten Stadtgraben angelegt worden war.

Eine an die Stadtmauer anstossende Quermauer, heute als Seitenmauer einer Garage genutzt und noch vier Meter hoch erhalten, entpuppte sich als südliche Wangenmauer des so genannten Pfaffenturms. Den rückwärtigen Mauerabschluss bildet ein über die gesamte Breite verlaufender Eckverband aus mächtigen Kalktuffquadern, einem im 16. und

frühen 17. Jahrhundert beliebten Baumaterial. Der Turm besass einen viereckigen Grundriss und war stadtseitig offen beziehungsweise mit Brettern oder Fachwerk verbaut. Ein heute vermauertes Schartenfenster mit gefastem Gewände erlaubte einen Blick nach Süden entlang der Innenseite der Stadtmauer. Eigenartig ist die Lage des Turmes auf der Mauerinnenseite, die eine direkte Überwachung und Verteidigung der Maueraussenseite erschwerte.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Februar 2009

Augst, Hauptstrasse 37: ein Vorposten der Eidgenossenschaft

Augst, Hauptstrasse 37.
Das Gebäude zwischen
Violenbach und Ergolz
ist im Plan von Emanuel
Büchel von 1750 rot
markiert (Universitäts-
Bibliothek Basel).

Das imposante, freistehende Haus an der Hauptstrasse steht zwischen der Ergolz und dem Violenbach. Letzterer bildete seit Mitte des 15. Jahrhunderts die Grenze zwischen dem vorderösterreichischen «Augst im Dorf», dem heutigen Kaiseraugst, und dem «Augst an der Bruck» oder «Baselaugst». In den Jahren 1690–92 wurde auf Anraten der Eidgenossen-

schaft der historische Grenzübergang ausgebaut. Ein Holzsteg erleichterte fortan das Überqueren des Violenbachs. Die Ergolzbrücke stattete man mit einem befestigten Torturm aus.

Das ausgeschlossene Basler Territorium zwischen Ergolz und Violenbach scheint lange unüberbaut gewesen zu sein. So finden sich auf dem Grenzplan von Melcher Hainrich Graber aus dem Jahr 1602 an der Giebenacherstrasse erst zwei Gebäude eingezeichnet. Auch die Parzelle des Untersuchungsobjektes ist damals noch unbesiedelt. Holzproben belegen jedoch den Baubeginn im Winter 1659/60.

Der mächtige Gebäudekubus orientiert sich am rückwärtigen Violenbach und nicht an der Hauptstrasse, was seine schräge Ausrichtung zum Dorf erklärt. Die klassizistische Hauptfassade stammt von einem Umbau im Jahr 1841. Gestalt und gekehlte Gewände an den giebelseitigen Fenstern lassen den älteren Gebäudeursprung aber noch erkennen. Mitte November 2008 zerstörte ein tragischer Brand den Grossteil der Bausubstanz. Eine Totalsanierung mit Teilabbruch der Nord- und Ostfassaden wurde nötig.



Das mit drei Wohngeschossen ausgestattete Gebäude wurde in einem einzigen Bauvorgang errichtet. Die einstige Raumeinteilung bestand pro Geschoss aus einem zentralen Gang und beidseitig jeweils zwei mit Wänden in Leichtbauweise abgetrennten Räumen. Eine gemauerte Küche befand sich in der Nordwestecke des Erd- und des ersten Obergeschosses.

Die Verteilung der Fensteröffnungen geht – mit einigen Ausnahmen auf Ost- und Strassenseite – auf den ursprünglichen Bau zurück.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendroanalyse: Raymond Kontic, Basel
März 2009

Die Bauuntersuchungen im einsturzgefährdeten Gebäude gestalteten sich schwierig. Links Raymond Kontic bei der Probenentnahme.



Arlesheim, Riegelbau
des Hofguts Birseck,
Zustand vor der
Sanierung von aussen.



Arlesheim, Hofgut Birseck: «Schafstaal» und «Rübkeller» in neuem Glanz

Bevor der neue Wanderweg, der nordwestlich um die Schlossanlage führt, für die Öffentlichkeit freigegeben werden konnte, war es zwingend nötig, den an die Umfassungsmauer angrenzenden, einsturzgefährdeten Schopf zu sichern und zu sanieren. Herunterfallendes Gebälk oder lose Mauersteine

hätten sonst Passanten gefährden können. Bei der Gelegenheit wurden die nördliche Umfassungsmauer der Schlossanlage und die Giebelseite der Scheune ebenfalls saniert.

Der Schopf ist Teil des herrschaftlichen Gutshofes. Er bildet zusammen mit dem Schaffnerhaus, einem Torhäuschen, der Schlossscheune und diversen weiteren Wirtschaftsbauten den Vorhof der Schlossanlage. Das Gehöft, das im Kern auf das beginnende 17. Jahrhundert zurück geht, bildet ein bis heute komplett erhaltenes, zusammengehörendes und unter Denkmalschutz stehendes Ensemble. Gemäss einer Jahrringdatierung des Dachgebälks ins Jahr 1692 kam der Riegelbau als letztes zu dieser Gebäudegruppe hinzu. Dabei wurde er rückseitig auf dem Fundament der teilweise abgebrochenen Umfassungsmauer errichtet. Das kleine, zweiteilige Gebäude wurde auf einem Grundrissplan der Zeit vor 1786 als «Schafstaal» und «Rübkeller» bezeichnet.

Die Archäologie Baselland dokumentierte den Bestand vor der Sanierung. Anschliessend wurde unter

der Leitung der kantonalen Denkmalpflege und des Architekturbüros Schwob & Suter die südliche, bauchende Riegelfassade durch die Firma Gebr. Seckinger AG gesichert und begradigt. Die Nordfassade musste rekonstruiert werden. Der Dachstuhl wurde mit neuen und noch verwendbaren alten Balken

wieder aufgerichtet. Zwei Betonsilos im Innern des Schopfes hat man soweit als möglich entfernt.

Bericht und örtliche Leitung: Claudia Spiess
Juni bis Oktober 2009

Nach der Sanierung
des Schopfes und der
markanten Giebelwand
der Scheune zeigt das
Hofgut wieder ein
intaktes Bild.

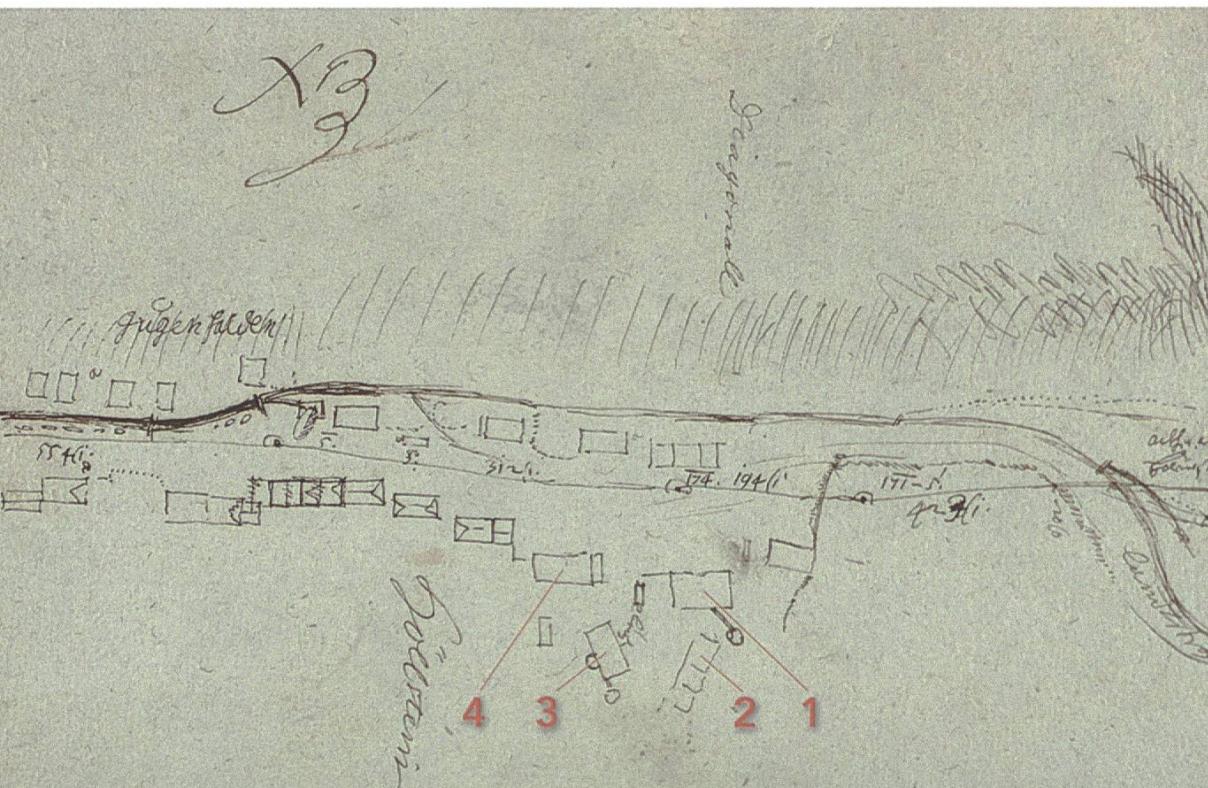


Hölstein, Hauptstrasse/Rösslischeune: eine Ruine wird zum Kinderhort

Hinter dem Gasthof Rössli, am nördlichen Dorfausgang von Hölstein, standen über ein Jahrzehnt die ruinösen Reste der einstigen Rösslischeune. Ende der Neunzigerjahre lehnte die Gemeinde als damalige Besitzerin eine Unterschutzstellung ab. Diese gelang erst nach der Veräußerung von Gasthof und

Scheune an die Basellandschaftliche Kantonalbank. 2009 führte die Vergrösserung der im Gasthof untergebrachten Kindertagesstätte schliesslich zu Wiederaufbau, Rekonstruktion und sinnvoller Nutzung der Scheune.

Bisher ging man davon aus, dass die Scheune mit einem Baudatum von 1672 (Dendrodatierung) älter war als der stets als dazugehörig bezeichnete Gasthof Rössli. Die Meinung, dass der Gasthof erst zwischen



**Hölstein, Hauptstrasse/
Rösslischeune. Situation in
der Zeit um 1680 gemäss
dem Plan von Georg Friedrich
Meyer (Staatsarchiv Baselland):**

- 1 Rössli (mit Maienbaum)
- 2 Rösslischeune (datiert 1672)
- 3 Neuhaus (datiert 1671)
- 4 Zehntenscheune

1685 und 1690 erbaut worden sei, hat sich nach unseren Überprüfungen als falsch herausgestellt. Sie beruhte auf einer irrtümlichen Interpretation des Meyer-Plans, des ältesten Dorfprospekts von Hölstein aus der Zeit um 1680. Auf diesem präsentiert sich einerseits die Rösslischeune mit dreiteiligem Grundriss. Nordwestlich davon liegt aber bereits das dazugehörende Hauptgebäude, der Gasthof Rössli. Ein Maienbaum kennzeichnet sogar schon seine Funktion als Wirtschaft. Gasthof und Ökonomiegebäude dienten als Pferdepoststation an der historischen Passstrasse über den Oberen Hauenstein.

Die Rösslischeune mit ihrem zentral gelegenen Rundbogentor und zwei seitlichen Stallfenstern diente der Unterbringung von Pferden. Die Kalksteingewände sind gefast, der Bau entstand in einem Zug. Auf die langjährige Benutzung als Stall weisen die auf den Innenseiten stark von Säure zerfressenen Sockelbereiche der Seitenmauern hin. Im südöstlich anschliessenden, schmalen Schopf mit gemauertem

Schwellensockel und Eichenschwelle finden sich Reste einer Wagenremise.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
März 2009

Innenansicht der ruinösen Traufseite mit Rundbogentor und seitlichen Stallfenstern kurz vor dem Wiederaufbau.



Arisdorf, Emil Schreiber-Strasse 6: ein Zeilenhäuschen

Arisdorf, Emil Schreiber-Strasse 6.
Der bretterverschalte Giebel diente vor dem Einbau eines Kamins als Rauchabzug. Blick nach Westen.

Die anstehende Sanierung des kleinen Hauses an der Emil Schreiber-Strasse sah nur noch den Erhalt der Strassenfassade vor. Der drohende Abbruch rief die Archäologie Basel-Land auf den Plan.

Das einachsige und zweiraumtiefe Häuschen stand leicht am Hang. Es besass neben zwei Wohnge-

schossen in der strassenseitigen Hälfte einen eben-erdigen Keller, wodurch es zu den so genannten gestelzten Häusern zählte. Den Keller betrat man über den Vorplatz sowie über eine interne Treppe von der Küche aus. Die Erschliessung der Wohnräume erfolgte geschossweise über eine rückwärtig angebaute Laube.



Das Wohnhaus wurde an das im Westen bereits bestehende Nachbargebäude Nr. 4 angebaut, wie ein zugemauertes Schlitzfenster im Keller zeigt. Das im Osten anschliessende Ökonomiegebäude war bis zu dessen Umbau über einen Durchgang in der Küche und wahrscheinlich durch den Keller mit dem Wohnhaus verbunden. Ob diese Verbindungen aus der Bauzeit stammten, konnte nicht mehr festgestellt werden.

Die Datierung des Gebäudes musste über wenige Stilelemente erfolgen. So zeigten die gekehlten Gewände zweier Giebelfenster und die Hausstruktur allgemein spätgotische Elemente. Dieser Stil hat indes seine Spuren bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinterlassen. Die Konstellation mit dem äl-

teren Nachbargebäude, einem frühen Steinbau, und dem Ansatz zur Ausbildung von Reihenhäusern, der allgemein in dieser Zeit anfängt, machen aber eine Datierung ins 17. Jahrhundert wahrscheinlich. Für eine Dendroanalyse fehlten leider die finanziellen Mittel.

Der Rauchabzug und ein gegenüberliegendes Giebelfenster belegten, dass das schmale Haus das Nachbarhaus Nr. 4 sowie den angebauten Ökonomiebau anfänglich überragte. Der über der westlichen Fachwerk-Giebelwand liegende Bretterverschlag war ursprünglich nur hälftig verschlossen. Der oberste, offene Bereich diente dem Abzug des Rauches, worauf die stark verpichteten Hölzer hinwiesen. Im Keller nutzte das Untersuchungsobjekt die einstige Außenfassade von Haus Nr. 4. Es besaß erst ab dem zweiten Wohngeschoss eine eigene westliche Hausmauer.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
August 2009

<

Nordfassade des schmalen, hohen Wohnhauses, das mit seinem ebenerdigen Kellerraum zum Typus der gestelzten Häuser gehört.

Arlesheim,
Ermitagestrasse 18.
Die Hauptfassade
während des Abbruchs,
Blick nach Süden.



Arlesheim, Ermitagestrasse 18: der äussere Schein trog

Wer hätte gedacht, dass «s'Dorfbeizli» von Arlesheim mit seiner modern umgestalteten Fassade ursprünglich aus einem langen, nur die halbe Parzellenbreite einnehmendem Steingebäude sowie einem die Lücke zum Nachbarhaus füllenden Fachwerkbau bestand? Erst als der Abbruch schon in vollem Gan-

ge war, wurde die interessante Bausubstanz erkannt und eiligst eine Untersuchung eingeleitet.

Der ganze gemauerte Wohnteil war von Anfang an mit einem Balkenkeller unterzogen. Das Erdgeschoss besass über die gesamte Gebäudetiefe einen zum Fachwerkteil hin gelegenen Seitengang, wie die Abfasung der Deckenbalken noch zeigte. Die Küche mit Kellerabgang war rückwärtig gegen den einst offen fliessenden Dorfbach hin untergebracht. Die Stube lag strassenseitig. Das darüber liegende Wohngeschoss war durch Fachwerkwände in drei etwa gleich grosse Räume unterteilt. Über eine Laube an der Rückseite gelangte man in die hintere Kammer, die an den Wänden mit Graubandmalereien dekoriert war.

Fensternischen in der westlichen Giebelseite zeugen von der einst freistehenden Fassade Richtung Gasthof «Zum Ochsen», dem heute anstossenden Haus 16 (Bauphase IV). Anders sah die Situation auf der gegenüberliegenden Seite zum Restaurant

«Rössli», der Liegenschaft 20, aus (Bauphasen I und III). In dessen Giebelseite belegen diverse zugemauerte Öffnungen einen älteren Anbau anstelle der heutigen Liegenschaft 18.

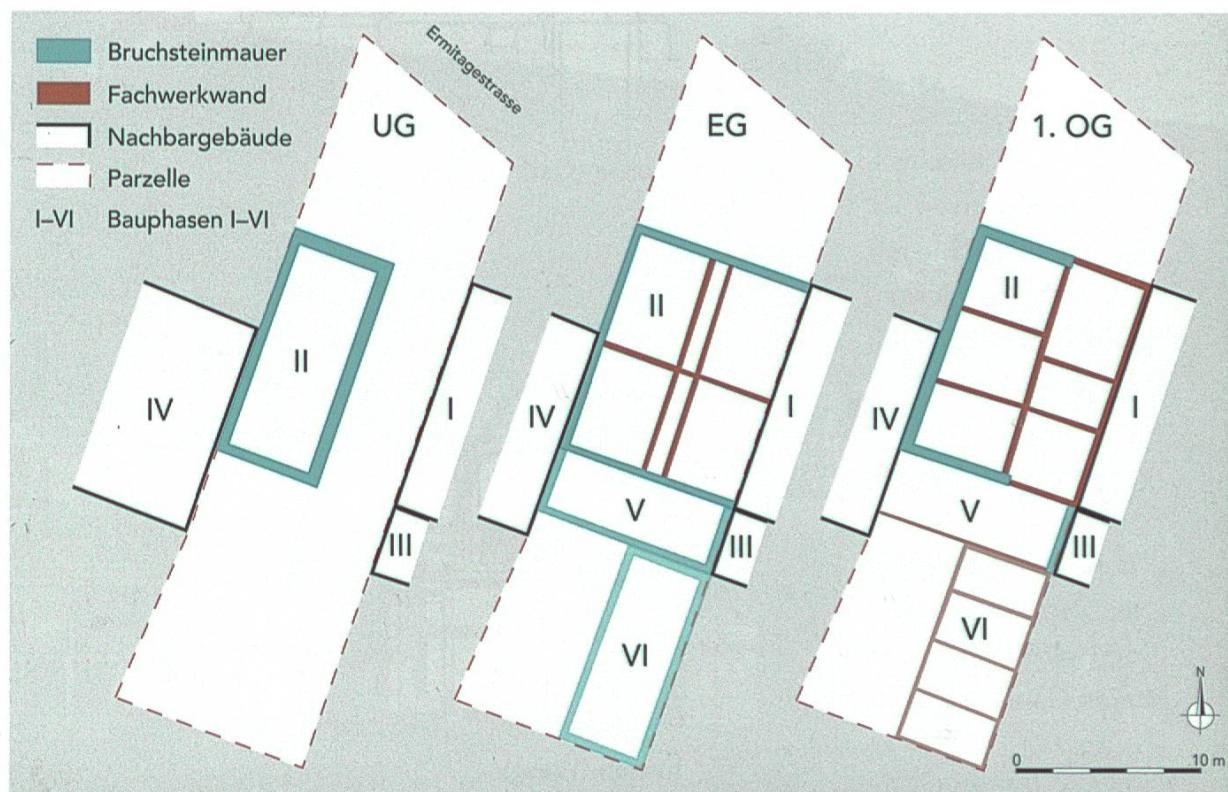
Nach dem Abbruch dieses Anbaus, der einen Teil der Untersuchungsfläche überdeckte, wurden der steinerne Wohnteil und der dazwischen liegende Fachwerkteil errichtet (Bauphase II). Der über beide Gebäudehälften ziehende, einheitliche Dachstuhl aus gebeilten Balken sowie die Wandübergänge vom Stein- zum Fachwerkteil bezeugen eine gemeinsame Entstehungszeit. Im Erdgeschoss des Fachwerkteils mag ein Stall untergebracht gewesen sein. Das erste Obergeschoss war mit Leichtbauwänden unterteilt, deren ursprüngliche Funktion unbekannt bleibt.

Der russfreie Dachstuhl weisst auf eine Kaminkonstruktion, die seit dem Einrichten einer Herdstelle mit ihrem Schlot bis über die Dachhaut reichte. Erste Kamine sind bei ländlichen Steinbauten bereits

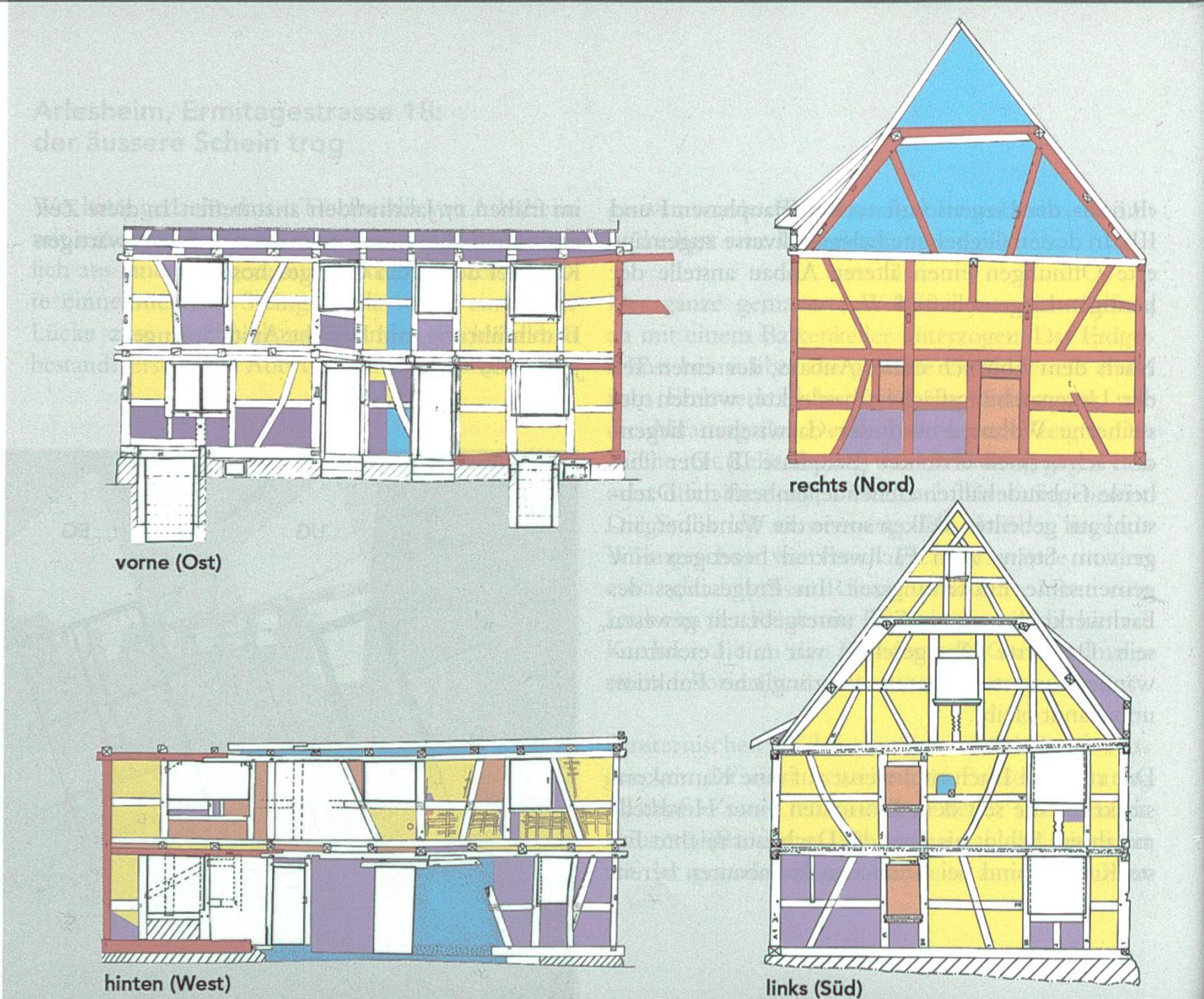
im frühen 17. Jahrhundert anzutreffen. In diese Zeit passt auch die Graubandmalerei der rückwärtigen Kammer des ersten Obergeschosses.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni 2009

Schematische Grundrisse der Geschosse mit dem bauzeitlichen Raumkonzept, nach Bauphasen gegliedert.



Allschwil,
Lützelbachweg 15.
Fassadenpläne mit
Bauphasen.
Gelb: Lehmflechtwerk
Orange: Backsteine mit
Lehm
Violett: Backsteine mit
Mörtel
Blau: Lochbacksteine
mit Zement (modern)
Rot: Holzelemente der
älteren Gebäudepartie.



Allschwil, Lützelbachweg 15: Hausrecycling vor 270 Jahren

Das Untersuchungsobjekt liegt am westlichen Dorfrand von Allschwil. Der Lützelbach bildet die rückwärtige Parzellengrenze. Die Sanierung des Zweifamilienhauses verlangte das Entfernen der gesamten Inneneinbauten und das Freilegen der alten Bausubstanz. Dies gab den Anlass zu einer Bauuntersuchung. Das sichtbare Holzskelett lieferte spannende Informationen zum Wachstum des Gebäudes vor rund 270 Jahren.

Das Untersuchungsobjekt bildete anfänglich eine bauliche Einheit mit dem im Norden anschliessenden heutigen Wohnhaus Nr. 15a, dem ehemaligen Ökonomiegebäude. Diese ehemalige Zusammengehörigkeit ist heute noch unter anderem am strassenseitigen Eckständer zwischen Wohnteil und früherer Ökonomie erkennbar: Der sich über die gesamte Gebäudehöhe erstreckende Ständer steckt im Schwellbalken des Wohnteils, stützt aber den Doppelbug des relativ weit vorstehenden Scheunendaches.

Der Ständer ist Teil einer noch vollständig erhaltenen Giebelwand der älteren Gebäudepartie. Ge-

schossübergreifend abgebunden gehört sie zum früheren Konstruktionstypus des Fachwerkbaus. Dieser so genannte Geschossbau stammt typologisch aus der Zeit vor 1700. Weitere Elemente dieses Vorgängerbaus finden sich im Dachstuhl sowie in den abgehenden Schwellen und Rahmhölzern. Sie enden heute mit dem nördlichsten Gebäudedrittel.

Strassenseitige Fassade: Die nach dem Ausbau entstandenen Absenkungen sind am Fachwerk deutlich ablesbar.



Kammstrich auf Lehmaufschüttungen: hier im südlichen Giebelfeld als Dekor, in den Wohnräumen als Putzhaftgrund.

Inwieweit der Altbau in das einstige Ökonomiegebäude Nr. 15a eingreift, ist ebenso unbekannt wie die Herkunft der alten Hauselemente. Es gibt jedoch Grund zur Annahme, dass sie zu einem Vorgängerbau auf diesem Baugrund gehören und dass die Giebelwand noch an ihrem Ursprungsort steht.

Aber auch sie weist bereits einmal verwendete, noch ältere Hölzer auf.

Der ältere Gebäudeteil wurde – gemäss Bauinschrift 1741 – in der neueren Stockwerkbauweise um das Zweifache in Richtung Süden erweitert. Somit präsentiert sich das Gebäude heute als dreieckiger, zweiraumtiefer Fachwerkbau mit zwei Wohngeschossen sowie partiellen Unterkellerungen. Horizontal und schräg verlaufende Zapfenlöcher in den vier Bundständern der strassenseitigen Fassade stammen von einer Laubenkonstruktion, wie sie bei den Allschwiler Fachwerkbauten üblich war.

Die profilierten Fenster- und Gurtgesimse sowie die verzierten Stiele unter den Fenstern der südlichen Giebelfassade widerspiegeln den Zeitstil von 1741. Auf der strassenseitigen Traufseite fehlen solcherlei Extras wegen der ursprünglich angebauten Laube. Die Technik der Ausfachung bestand im Einspannen von Eichenspältlingen in grobe Kerben der Gefachhölzer. Sie wurden mit weiteren Spältlingen umflochten und mit strohgemagertem Lehm verputzt. Die Putzoberfläche wurde mit einem Kamm



diagonal gerillt. Diese Technik diente entweder einer besseren Haftung des nachfolgenden Deckputzes oder wurde – wie hier im Dachgeschoss – als Wandverzierung offen gezeigt.

Die Unterbrüche in der Rahmenkonstruktion zwischen Alt- und Neubau minderten die Stabilität der südlich angefügten Erweiterung und führten mit der Zeit zu einer sichtbaren Senkung des mittleren Hausteils Richtung Norden.

Der Süd- und Mittelteil des Gebäudes waren mit-
sam Dachgeschoss räumlich vom älteren Nordteil
abgetrennt. Sie dienten von Beginn weg Wohnzwe-
cken, worauf unter anderem der verrusste Dach-
stuhl hinweist. Die Funktion des Nordteiles bleibt
hingegen unbekannt. Grosse, strassenseitig gelegene
Fenster und der unverrussste, vom Rest abgetrennte
Dachstuhl könnten auf ein Gewerbe hinweisen, das
Tageslicht, aber keine Feuerstelle benötigte.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hob man
die innere Dreiecksigkeit des Wohngebäudes auf
und teilte das Gebäude in zwei gleichgroße Wohn-

einheiten. Der Einbau von zwei Kaminen bedeutete das Ende des Rauchdaches. Man entfernte die Laubbe; interne Erschliessungen und eine zweite Ein-
gangstüre wurden nötig.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
September und Dezember 2009

Zierelement von
1741: ein profiliertes
Fensterstiel.



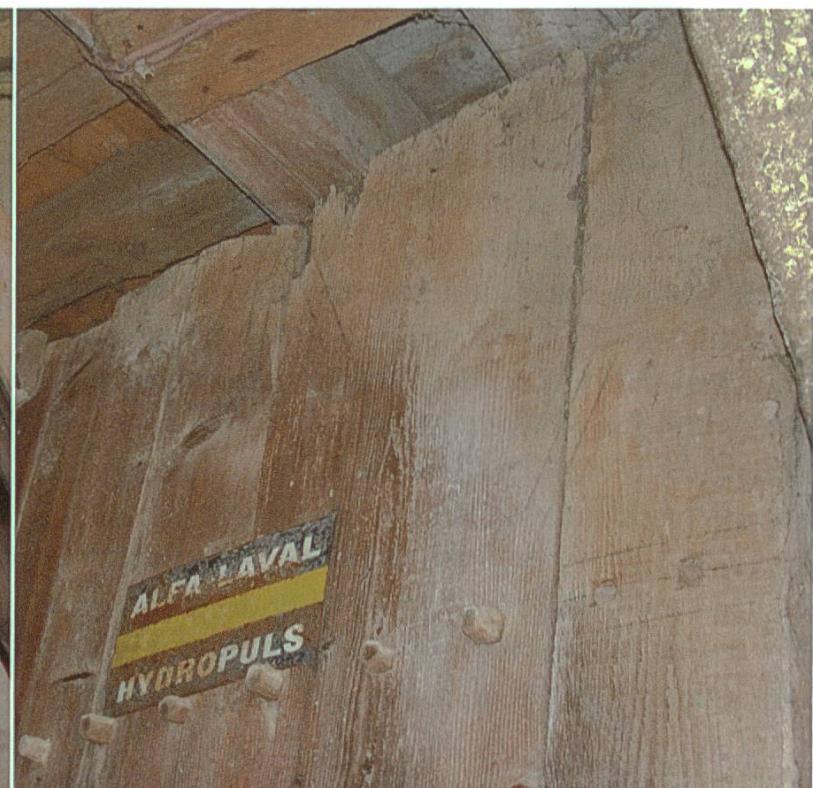
Wenslingen und Dittingen: verzierte Scheunentore

Wenslingen
Neumattweg 17a.
Tenntor (Umriss
gestrichelt) mit schwarz
hervorgehoben
Verzierungsresten.

Zu einer bisher kaum beachteten Befundgattung gehören mit Schnurschlägen und Farbe verzierte Tenntore. Neben dem Gebrauch als Hilfsmittel zur Konstruktion und Abmessung von Bauteilen dienten die unter anderem mit Graphit beschichteten Schnüre auch zu Verzierungszwecken. Zwei

gleichartige Ausführungen aus Wenslingen und Dittingen sollen hier das Inventar eröffnen:

Das allein stehende Ökonomiegebäude in Wenslingen wurde gemäss Bauinschrift 1785 erbaut. Das mächtige Rundbogentor besitzt ein Kalk-



steingewände mit gefasten Kanten. Die senkrecht verlaufenden Bretter des Tores weisen Spuren von ockerfarbigem respektive dunkelrotem, flächigem Anstrich auf. Geometrisch angeordnete Graphitstriche (Schnurschläge) haben sich vor allem auf dem viereckig geschnittenen, rechten Torflügel im Bereich hinter dem steinernen Torbogen erhalten.

Das zweite Beispiel eines verzierten Tenntores findet sich am Kleinbauernhaus Dorfstrasse 4 in Dittingen (s. nachfolgenden Beitrag). Das viereckige Tor mit hölzernem Torgerüst datiert in die 1770er Jahre. Auch hier ist die Verzierung nur noch im oberen, vom Wetter besser geschützten Abschnitt zu erkennen. Mit Graphit angedeutete, schwarz und

rot ausgemalte Karrees bilden entlang der Oberkante der Torflügel einen Fries. Bei den vorliegenden Beispielen wird davon ausgegangen, dass die Verzierungen aus den Bauzeiten der Gebäude stammen.

Durchführung und Bericht: Anita Springer

Dittingen, Dorfstrasse 4.
Tenntor mit Detail-
aufnahme der
Verzierung (mit Linien
hervorgehoben).



<

Detail des Wenslinger
Tores mit den noch
schwach erkennbaren
Resten der Verzierung.



Dittingen,
Dorfstrasse 4.
Stube im Erdgeschoss
mit Elementen der
ursprünglichen
Ausstattung.

Dittingen, Dorfstrasse 4: ein Kleinbauernhaus wie anno dazumal

Südlich des Dorfkerns von Dittingen, am alten Dorfeingang, steht zurückgesetzt und in den östlichen Hang gebaut ein kleines Bauernhaus mit mächtigem Satteldach. Das Gebäude ist auf dem Plan aus dem Jahr 1780 von Heinrich Leonardus Brunner, dem «fürstbischoflichen Archiv-Adjunkt und Hoffeldmeister», schematisch dargestellt. Eine Bauinschrift am Jochbalken des Tenntors datiert es in die 1770er Jahre. Das ist die Zeit, ab der zunehmend die vorgeschriebene Bewirtschaftung der Fluren abgeschafft und aufgrund geänderter Grundbesitzverhältnisse die Ansiedlung von Bauernbetrieben ausserhalb des Dorfzentrums respektive am Dorfrand möglich wurde.

Nach jahrelangem Leerstand wird das Gebäude nun als Liebhaberobjekt sanft renoviert und wieder bewohnbar gemacht. Der initiativ Bauherr ist gleichzeitig Architekt und sehr auf Authentizität und Nachhaltigkeit bedacht.

Das Kleinbauernhaus war von Beginn weg für zwei Parteien konzipiert und wurde in einem Zug errichtet. Diverse Bauelemente wie Deckenbalken

und Fenstergewände deuten darauf hin, dass alte Materialien (unbekannter Herkunft) gesammelt und wiederverwendet worden sind. Ein seitlicher Hausgang erschloss die Räume im Parterre und setzte sich über eine Treppe ins Obergeschoss fort. Die bescheidenen Wohnverhältnisse widerspiegeln sich in der Kleingliedrigkeit des Grundrisses. An die

Das untersuchte
Kleinbauernhaus,
Blick nach Südosten.



Die weitgehend noch ursprünglich erhaltene Küche im Erdgeschoss.

Stube schloss in der Gebäudemitte die Küche an. Das hintere Drittel wurde im Erdgeschoss von einem in den Hang gesetzten Keller eingenommen, im Obergeschoss von zwei kleinen, ungeheizten Kammern. Der Dachraum war ebenso den Besitzverhältnissen angepasst und über zwei Treppen zugänglich. An das Wohnhaus schloss ein dreigeteilter

Wirtschaftstrakt mit seitlichen Ställen und mittlerem Tenn an. Gegen den Hang mit massiver, vom Wohnteil weitergeföhrter Hangstützmauer versehen, war er ansonsten als Ständerkonstruktion ausgeführt. Der Ökonomieteil war neben den Eingängen von der Vorderseite jeweils geschossweise über eine vom Gang aus gehende Verbindungstüre zugänglich.

Durch die ausgebliebene Modernisierung vor allem des Wohnteils finden sich noch heute «nostalgische» Zustände wie zur Bauzeit. Erwähnenswert sind dabei die beiden Herdstellen mit Kaminschoss und frühem Sparherd, die zwei zeitgenössischen Kachelöfen sowie die daneben in die Stubenmauer eingebauten Kiennischen mit Rauchabzug in die Küche. Diverse Wandnischen halfen Platz zu sparen. Ein Aussenbackofen im Obergeschoss gehörte zum ursprünglichen Ausstattungskonzept, wurde jedoch anlässlich eines späteren externen Anbaus abgebrochen.

Der Umriss des abgebrochenen Anbaus mit Satteldach zeichnet sich im Grundputz der dorfseitigen



Giebelmauer ab. Beim partiellen Abtrag des Hanges kamen zudem Mörtel-, Schlacke- und Holzkohleanhäufungen zum Vorschein. Sie deuten auf den einstigen Standort eines Eisen verarbeitenden Handwerks hin. Dittingen galt im 18. Jahrhundert als Nagelschmiededorf und besass nach heutigen Kenntnissen mindestens sechs «Nagelschmitten».

Das Gewerbe brachte neben der landwirtschaftlichen Selbstversorgung ein gewisses Zusatzeinkommen.

Durchführung: Anita Springer, Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Juli bis Dezember 2009

Detail des Kachelofens mit Schablonendekor im ersten OG (links). Tenntor mit Holzzapfen und Pfanne in Schwellenrest des einstigen Ständerbaus (rechts).



Arisdorf, Mitteldorf 3: eine romantische Bauinschrift

Arisdorf, Mitteldorf 3, strassenseitige Fassade mit grossem Scheunentor. Die Giebelwand (links) blickt zum Herrenhaus.

Im letzten Jahresbericht wurde das Gasthaus Rössli als Hausteil des möglichen letzten Meierhofs von Arisdorf vorgestellt. Recherchen des Staatsarchivs Baselland und ein neuer und überraschender Befund im dahinter liegenden Wirtschaftsgebäude bestätigen nun diese Hypothese. Dessen vermutete

Zugehörigkeit zum davor stehenden Wohnteil veranlasste die Archäologie Baselland, auch dieses Objekt vor einem Umbau genauer unter die Lupe zu nehmen.

Die westliche Gebäudehälfte war strassenseitig durch ein grosses, steinernes Rundbogentor zugänglich. Über dem dortigen Tenn war eine Heubühne eingerichtet. In der anderen, östlichen Haushälfte befand sich in der zum Herrenhaus gerichteten Giebelseite ein grosses Tor mit massivem Eichensturz. Dieses Tor wurde irgendwann in den letzten zweihundert Jahren aufgegeben, das äussere Niveau um zwei bis drei Meter aufgeschüttet und im Erdgeschoss ein Stall eingebaut. Das erste Obergeschoss war seit Beginn als Arbeitsraum konzipiert und zur guten Belichtung mit vier bis fünf grossen Fenstern ausgestattet. In den Brandlagerakten wird das Gebäude denn auch mit einer «Werksstätte» aufgeführt. Tatsächlich scheinen die dichten Abstände der Bodenbalken des ersten Obergeschosses für das



Tragen eines schweren Gewichts bestimmt gewesen zu sein. Da auch in Arisdorf die Seidenbandweberei im frühen Industriezeitalter einen wichtigen Erwerbszweig bildete, kann ein Webraum mit mehreren Webstühlen vermutet werden.

Der zweigeschossige, liegende Dachstuhl besitzt drei Bindergesparre. Die über den drei Kehlbalken beidseitig ansetzenden liegenden Stuhlständer halten in Verbindung mit kurzen Kopfbändern eine Firstpfette. In ihrer Funktion bei einem Sparrendach nicht vorausgesetzt, sind Firstpfetten bei Sparrendächern im 18. Jahrhundert doch mehrfach anzutreffen.

In der Ostwand der im ersten Obergeschoss untergebrachten Werkstätte fand sich nun in grossen Fraktur-Lettern eine vierzeilige Inschrift:

*Heinrich Christen Elisabet Annishänslerin
In dem J(?)..... aufgebauet worden
Du freim.....
Auf gelob(?)...*

Eine Ergänzung der fehlenden Textstellen ist leider nicht möglich.

Neben dem südlicheren der beiden Fenster beginnend, ziehen zwei der Zeilen über die nahe Lichtnische, die unteren beiden stossen an selbige

Die Bauinschrift aus dem Jahr 1798 (hervorgehoben). Zur Lage vgl. die Übersichtsaufnahme auf der übernächsten Seite.



Der Firstbereich des Dachstuhls mit Pfette und Kopfbändern, in bereits restauriertem Zustand.



an. Weshalb die Inschrift nicht auf einer grossflächigeren Wandpartie angebracht wurde, ist unklar. Vielleicht lag sie hier an einer häufig frequentierten Stelle, etwa dem Zugangsbereich in den Raum? Die Frakturschrift wurde üblicherweise seit dem 16. bis ins beginnende 20. Jahrhundert als Druckschrift verwendet. Der Vierzeiler wurde im Zuge des In-

nenausbau in den noch feuchten Deckputz geritzt. Da er aus der Bauzeit des in einem Zug errichteten Gebäudes stammt, lässt sich die Inschrift über die Analyse seiner Bauhölzer genau datieren. Diese wurden im Winter 1797/98 geschlagen. Haus und Inschrift entstanden demnach um 1798.

Beim Ehepaar Heinrich Christen und Elisabeth Aenishänslin handelt es sich um die Bauherren, wobei Heinrich Christen in den Kirchenakten als Kirchenmeier aufgeführt ist. Er hatte innerhalb der Kirchengemeinde wichtige Verwaltungsaufgaben zu erfüllen. So erledigte ein Kirchenmeier Land- und Güterkäufe für die Kirche und entlöhnte den Pfarrer. Er zog die jährlichen Zinsen und Gültens ein und verwaltete eventuell vorhandenes Stiftungsvermögen. Der Kirchenmeier, meist ein Gewerbetreibender oder ein gebildeter und begüterter Bauer, gehörte der wirtschaftlichen Oberschicht des Dorfes an.

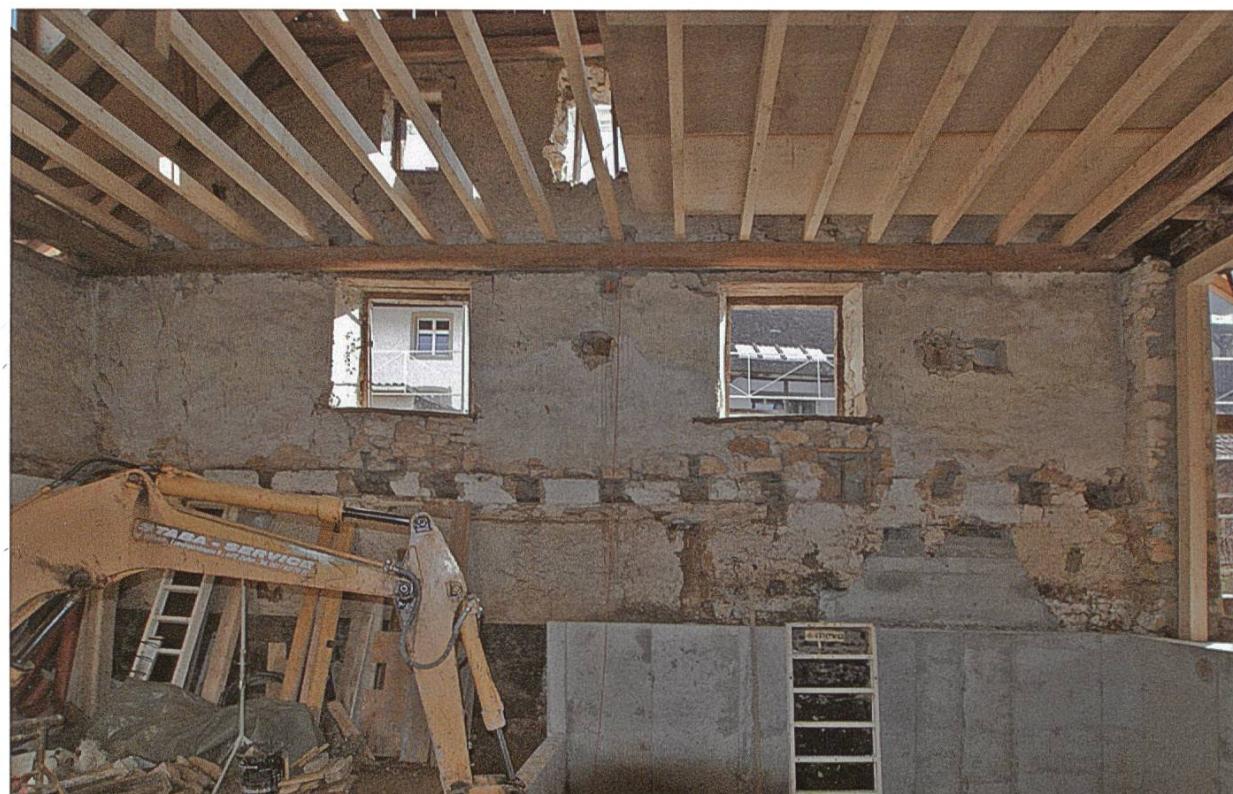
Der Bau des Ökonomiegebäudes fällt ins Jahr des Aufstandes der Landschäftler gegen die Herrschaft der Stadt Basel. Bei dieser ‚Revolution‘ für Gleichberechtigung fungierte Arisdorf als Ausgangspunkt. In der Folge kam das Dorf vom baselstädtischen Amt Farnsburg zum helvetischen Distrikt Liestal. Mit der Aufhebung der Meierämter musste sich Heinrich Christen womöglich ein neues Einkommen suchen, das er in der Bandweberei gefunden haben könnte.

Friedrich, der jüngste und einzige überlebende Sohn unter den fünf Kindern, geboren am 4. Oktober 1789, wird in den Brandlagerakten von 1807 bis 1830 als neuer Besitzer des Meierhofs aufgeführt. Als Grossrat und Landarbeiter gehörte auch er zur einflussreichen Führungsschicht des Dorfes. Im Jahr 1856 verkaufte Friedrich, nun als Landmann registriert, den Liegenschaftsteil Nr. 88 des Herrenhauses an der Hauptstrasse. Offensichtlich war

es ihm als «Landtreuem» gelungen, auch nach der Kantonstrennung seinen Besitz zu wahren.

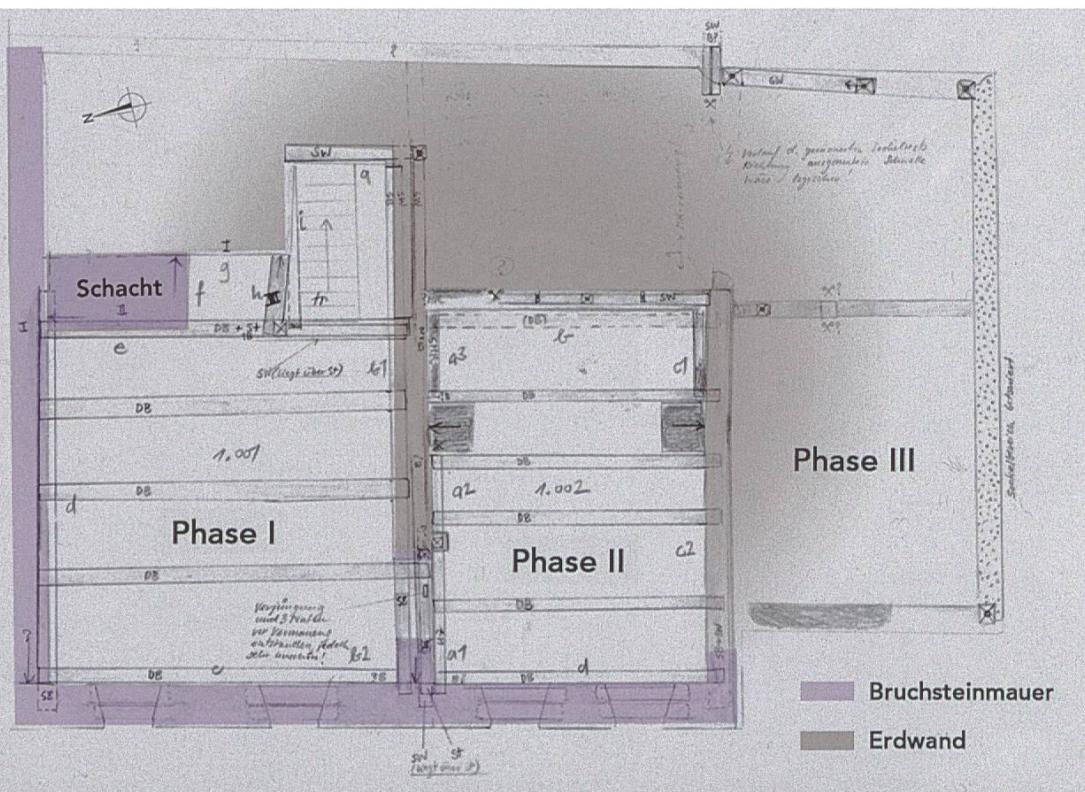
Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendroanalyse: Raymond Kontic, Basel.
Archivrecherchen: Staatsarchiv Baselland
Februar 2009

Die grossen
Lichtöffnungen im
ersten Obergeschoss
der Ostwand zeigen,
dass der Bau nicht nur
als Ökonomiegebäude
genutzt wurde.



Arlesheim, Ermitagestrasse 33: ein zweiphasiger «Erdkeller»

Arlesheim, Ermitagestrasse 33. Schematischer Grundriss des Untergeschosses mit Schacht und Kellererweiterung.



Als wahrscheinliches Waschhaus des benachbarten Andlauerhofes – einst Adelssitz bischöflicher Lehenträger – und Kopfbau einer kurzen Häuserzeile am östlichen Dorfausgang ist das Gebäude an der Ermitagestrasse im Bauinventar der communal zu schützenden Bauten vermerkt. Ein geplanter Um-

bau führte zu einer kurzen Bauuntersuchung durch die Archäologie Baselland.

Das Gebäude wurde in drei Schritten von Norden nach Süden – in Richtung Dorfbach – erweitert. Im zweiräumigen Kernbau mit hälftiger Unterkellerung fällt ein vom Erdgeschoss in den Keller reichender, gemauerter Schacht auf. Seine Funktion ist bis jetzt unbekannt, da er noch nicht genauer untersucht werden konnte. Eine Benutzung als Brunnenschacht ist durchaus denkbar und würde die Interpretation des Gebäudes als Waschhaus unterstützen.

Das Kellergeschoß ist im Norden und Westen massiv gemauert. Dem gegenüber wurde die südliche Begrenzung des Kellers senkrecht in den anstehenden Untergrund abgestochen. Um ein Absanden zu verhindern, erhielt die «Wand» einen groben Mörtelputz. Im oberen Wandbereich setzte mit wenigen Bruchsteinlagen das gemauerte Fundament des dar-

über liegenden Erdgeschosses an. Anlässlich einer ersten Gebäudeerweiterung in Richtung Süden wurde auch der Keller vergrössert (Phase II). Die «Erdwand» erhielt einen Durchbruch mit gemauerten Laibungen. Rückseitig zusätzlich verputzt, diente sie nun als Kellerzwischenwand. Die neue

Kellerbegrenzung im Süden hat man erneut in den anstehenden Kies geschnitten und ebenfalls verputzt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juli 2009

Detail der «Erdwand» (links) sowie Blick von der Kellererweiterung (Phase II, orange) in Richtung des ursprünglichen Kellers (Phase I).

